



ruprecht

HEIDELBERGER STUDIERENDENZEITUNG

Mai 2004 - Nr. 89

UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNBEFRIEDIGT

www.ruprecht.de



Schön, dass es mal wieder regnet in Deutschland. Denn im Regen ist Deutschland einfach irgendwie authentisch. Myriaden grauer Greise mit hochkrepigen Mänteln und den Frischhaltefolien für ihre lichten Dauerwellen humpeln durch Wohngebiete. Straßauf, straßab röchelt es vor sich hin, es keucht, es hustet. Alle sind krank. Der Verkehr kriecht. Das Land atmet schwer. So ungefähr stellt sich auch das Ausland Deutschland und die Deutschen vor: Vollkommen überaltert, kränkelnd und nicht fähig zu gesellschaftlichem Schwung. Ein Vergleich mit unseren Freunden, den juvenilen Griechen, den kraftstrotzenden Amerikanern oder den dynamischen Letten ist da vollkommen sinnlos. Schade eigentlich für uns Deutsche, denn Vergleichen ist zu unserem insgeheimen Volkssport geworden. Wir vergleichen alles mit jedem: Inflationsraten mit Warenkörben, Preise bei Aldi mit denen bei Lidl, ARD mit ZDF, Brüste mit Südfrüchten, Kant mit dem Völkerrecht, Häuser mit Autos mit Booten. Bis auf den Holocaust vergleichen wir Deutsche alles und jeden. Schonungslos. Wir sind die Weltmeister des Vergleichs. Schlimm nur, dass wir dabei immer „alt aussehen“, als Nation permanent abschwächeln und im Rückwärtsgang in die Zukunft steuern. Wir vergleichen uns ins Jammertal des Selbstzweifels. Das muß aufhören. Vergleichen ist Scheiße. Ab jetzt vergleichen also nur noch, wenn wir sicher sind zu gewinnen. Gartenzweckkorrelationen im Ruhrgebiet etwa, Gegentorquotienten bei Freundschaftsspielen oder Regentage im Mai. Vielleicht scheint dann für Deutschland wieder mal die Sonne. (wro)



Grafik: olr

Hiwis am Hungertuch Sparen gegen den Rest der Welt

Seit elf Jahren arbeiten wissenschaftliche Hilfskräfte (Hiwis) in Baden-Württemberg für denselben Lohn. Ab 1. Mai werden sie sechs Prozent weniger verdienen. Eine Verwaltungsvorschrift bestimmt, dass Hiwis wie Angestellte behandelt werden, die gerade einen neuen Tarifvertrag bekommen haben. Über diese Lohnkürzung wurde nicht verhandelt, da es für Hiwis überhaupt keine tariflich geregelte Grundlage gibt.

Bei den staatlich Bediensteten kann zur Not gespart werden, dachte die Landesregierung. Darunter fallen auch Hiwis. Seit 1. Mai sind deren Verträge schlechter dotiert: Ungeprüfte Hiwis an der Uni werden jetzt statt 8,02 Euro die Stunde fast 50 Cent weniger verdienen. Mit der Sparmaßnahme aus dem Finanzministerium sind die betroffenen Studierenden genauso unzufrieden wie die Landesrektorenkonferenz (LRK), der Verband aller Universitäten. Eberhard Schaich, Rektor der LRK meint: „Es ist falsch, kürzere Studienzeiten zu fordern und gleichzeitig durch Gesetze Studenten länger arbeiten

zu lassen!“ Obwohl er in einer Machtposition ist, bleibt ihm doch nichts anderes übrig, als gegen den Regierungskurs zu protestieren. Die Universitäten können den Hiwis weiterhin nur dasselbe Gehalt zahlen, wenn sie länger dafür arbeiten. Schaich bezweifelt diese Logik: „Auf der einen Seite will man in Baden-Württemberg Spitzenförderung und kürzere Studienzeiten, andererseits werden Studenten, die Geld verdienen müssen, durch Lohnkürzungen davon ausgeschlossen.“ Schon 2003 wurde ohne Begründung das 13. Monatsgehalt reduziert. Jetzt erhalten Hiwis als

Folge längerer Arbeitszeiten bei öffentlichen Angestellten sechs Prozent weniger Lohn. Die Erklärung: Beamte bekommen für zweieinhalb Stunden mehr Arbeit keinen Gehaltsausgleich. Für Hiwis errechnet sich entsprechend ein geringerer Stundenlohn. „Da wird man sich seine Stunden eben großzügiger aufschreiben und fehlende Kontrolle nutzen“, erklärt ein Studienberater der Universität Heidelberg. „Die bürokratischen Mühlen sind keine Hürde für Hiwis, die leicht ihre tatsächliche Arbeitszeit fälschen könnten.“ Aus dem zuständigen Finanzministerium gibt jemand, der schon „böse E-Mails von Studenten erhalten hat“, zu: „Was mit den Hiwi-Lohnkürzungen für ein Zeichen gesetzt wird, geht nach dem Anstellen für Elitesubventionen in die falsche Richtung.“

Fortsetzung auf Seite 2

Pädagogen-AStA fehlt der Nachwuchs

An der PH Heidelberg will niemand in die Studentenvertretung

Die Stellwände vor dem AStA-Büro der Pädagogischen Hochschule sind um ein Plakat reicher geworden: Neben Informationen über die Arbeit der Studentenvertretung und Fotos der Mitglieder sticht seit neuestem der Schriftzug „Skandal an der PH-Heidelberg“ hervor. Darunter: „4300 Studierende geben freiwillig ihr Mitspracherecht an der PH auf“. Und die Frage: „Gibt es noch Hoffnung für die Heidelberger Studierenden?“

Der Grund für die manifestierte Verzweiflung: Am 22. Juni finden an der Pädagogischen Hochschule Gremienwahlen statt. Gewählt werden soll dann auch der Allge-

meine Studierendenausschuss, kurz AStA. Nur: Es sieht so aus, als habe niemand Interesse an dem hochschulpolitischen Engagement. Die bisherigen Mitglieder des AStA werden sich nicht mehr zur Wahl stellen, und andere Kandidaten sind nicht in Sicht. „Es gab schon immer Probleme, Leute für den AStA zu finden“, sagt Lisa Dost, seit einem Jahr in der Studentenvertretung. „Aber dieses Jahr ist es ganz akut.“

Dass Hochschulpolitik Studenten eher kalt läßt, ist ein altes Problem, das nicht nur an der PH für Sorgenfalten sorgt. Bei den letzten Senatswahlen an der Uni Heidelberg im Juni 2003 lag die

Wahlbeteiligung bei ganzen acht Prozent. „Da herrscht grundsätzlich wenig Interesse“, gibt Kai Dondorf zu, der als Kandidat der Grünen Hochschulgruppe in den Senat gewählt wurde. „Das liegt sicher auch daran, dass Studenten keine wichtigen Mitspracherechte haben und die Arbeit in den Gremien kein öffentliches Thema ist.“

An der PH sieht die Lage hingegen noch ein wenig ernster aus: „Es wird in den nächsten zwei Semestern keinen AStA geben, wenn sich niemand zur Wahl stellt“, sagt Lisa Dost.

Fortsetzung auf Seite 2

Inhalt

Sächseln

können manche Osis wirklich prima. Doch können sie auch mit Geld umgehen? Seite 2

Blöken

konnte auch das Klon-Schaf Dolly. Wir haben mit seinem Ziehvater gesprochen. Seite 3

Brabbeln

wollen Studentenkinder den ganzen Tag. Was deren Eltern so machen, darüber berichten wir auf Seite 4

Herbeiquasseln

kann man eine Elite-Uni nicht. Manche versuchen es trotzdem. Mehr darüber steht auf Seite 5

Nuscheln

ist Pflicht im „Maria“. Warum die Neuenheimer Kneipe der wahre Kult ist, steht auf Seite 6

Schreien

muss, wer sich im Cave 54 unterhalten will. Zum Geburtstag gratulieren wir auf Seite 7

Sagen

Bilder wirklich mehr als Worte? Steve McCurry muss es eigentlich wissen. Seite 8



Mitreden

über das Kino Lateinamerikas – das „Cine Latino“-Filmfestivals macht's möglich. Seite 9

Jubeln

dürfen alle Prince-Fans über dessen beste Single seit 15 Jahren. Behauptet unser Autor auf Seite 10

Schweigen

müssen Journalisten in Russland wegen der staatlichen Zensur immer öfter. Seite 11



Tuscheln

über die geheimen Pläne zur Terrorbekämpfung in Heidelberg wollen wir auf Seite 12

Zahl des Monats

Knapp im Spitzenviertel

Zufriedenheit der Bürger mit dem Leben an ihrem Wohnort (Umfrage von „Perspektive Deutschland“)

28

Rang der Region „Unterer Neckar“ (Heidelberg, Mannheim, Mosbach) bei insgesamt 120 Plätzen, Ergebnis vom 21. April 2004

Sieger war übrigens die Region Starnberg, Landsberg/Lech
Quelle: http://www.perspektive-deutschland.de/files/presse_2004/Perspektive-Deutschland_Zufriedenheit_der_Buerger.pdf

Sind die Transferzahlungen in den Osten noch zu rechtfertigen? Blüht endlich, ihr Landschaften!

Die Bilder von sanierungsbedürftigen Plattenbauten und von Schlaglöchern übersäten Straßen haben einen tiefen Eindruck hinterlassen. Lange dachte man im Westen der Bun-

desrepublik am Osten ein gutes Werk zu tun, indem man den „Aufbau Ost“ finanziell unterstützte. Finanziert wurde dieser Aufbau durch Transfers aus den Sozialversicherungen. Doch

nun werden Zweifel laut, ob die Zahlungen für den „Aufbau Ost“ immer noch gerechtfertigt sind. Jüngste Berichte über verschwendete Gelder verstärkten die Kontroverse. (jes, nil)

JA
Helmut Seitz
lehrt Makroökonomie an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder und Mitglied im „Gesprächskreis Ost“



Die aktuelle Diskussion um den Aufbau Ost birgt zunehmend die Gefahr, Vorurteile zu schaffen oder zu verfestigen. Es ist natürlich keineswegs so, dass die jetzt in den Medien kursierende gewaltige Summe von weit über 1200 Milliarden Euro, die bislang in den Osten Deutschlands geflossen sind, dort versandet sind oder zur Finanzierung von Fahrradwegen, Spaßbädern und sonstigen Spiel- und Profilierungswiesen der Politik verwendet wurden und werden. Bei dem weitaus größten Teil dieser Mittel handelt es sich um Transfers aus den Sozialversicherungen (Renten-, Arbeitslosenversicherung und so weiter), die auf gesetzlichen Ansprüchen beruhen. Dass hierbei die ostdeutschen Länder aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit einen enormen Mittelzufluss haben, hat mit dem Aufbau Ost nichts zu tun. Dies gilt auch für die Transferzahlungen im Rahmen des Länderfinanzausgleichs. Diese Mittel dienen der allgemeinen Finanzierung der Länder- und Gemeindehaushalte in den Nehmerländern und haben keine zweckgebundene Aufbaukomponente. Auch hier hängen die ostdeutschen Länder und das Land Berlin am Tropf westdeutscher Geberländer, was aber auch auf Länder wie Rheinland-Pfalz, Niedersachsen, das Saarland und Schleswig-Holstein zutrifft. Allerdings muss die Solidargemeinschaft das Recht haben, von diesen Ländern einen vernünftigen Umgang mit den Transferleistungen erwarten zu dürfen. Dies impliziert, dass sich diese Länder nicht in allen Bereichen Standards leisten können, die denen der Geberländer im Finanzausgleich entsprechen oder diese sogar noch übertreffen. Man muss erwarten dürfen, dass diese Mittel mit Bedacht auch in signifikantem Umfang zur nachhaltigen Bewältigung der Finanzschwäche eingesetzt werden. Die jüngst geübte Kritik an den neuen Ländern bezieht sich auf die Verwendung

der für den Aufbau Ost bestimmten Mittel im Rahmen des Solidarpaktes. Der Solidarpakt hat gegenwärtig ein Volumen von etwas über zehn Milliarden Euro und die neuen Länder erhalten zusätzlich aus diversen Töpfen des Bundes und der Europäischen Union weitere überproportionale Leistungen in Höhe von etwa fünf bis sechs Milliarden Euro pro Jahr. Einen Teil dieser Mittel müssen die neuen Länder aufwenden um die fehlende Steuerkraft in den ostdeutschen Kommunen auszugleichen. Der weitaus größte Teil der Mittel ist zum Abbau der noch bestehenden Infrastrukturücke in den neuen Ländern bestimmt. Nur der Freistaat Sachsen ist in der Lage, weitgehend den Nachweis zu führen, dass diese Mittel auch zweckentsprechend verwendet werden, während in den anderen Ländern zum Teil deutlich mehr als die Hälfte der Aufbautransfers in die Finanzierung überhöhter, laufender Ausgaben gelenkt werden. Ich mache aus der Feststellung, dass ein Teil dieser Mittel politisch bedingt als regionalpolitisches Appeasement-Instrument eingesetzt wird, keinen Hehl. Hier muss die Politik in den neuen Ländern fundamental umsteuern, und auch der Bund muss seine Verantwortung wahrnehmen. Dies ist nur möglich, wenn es eine klare Konzeption für die Verwendung der Mittel und eine schonungslose Kontrolle gibt. Allerdings muss man auch dafür sorgen, dass man die neuen Länder von dem bürokratischen und regulativen Ballast befreit, der eine Aufbaupolitik behindert. Dies erfordert den Mut, die Wahrheit zu sagen und Reformen nicht nur in Ost-, sondern in Gesamtdeutschland zu betreiben.

NEIN
Felix R. Mindt
ehemaliger ZDF-Wissenschaftsredakteur und -moderator.
Autor des Buches: „Die Soli-Abzocke“



Im Frühjahr 2003 trat ein renommierter Buchverlag mit der Frage an mich heran, ob ich einen Vergleich zu den allgemeinen Lebensbedingungen in den alten und neuen Bundesländern schreiben könne und wolle. Ich wurde dabei mit Vorrecherchen konfrontiert, die ich zunächst nicht glauben wollte. Jedermann „wusste“ schließlich irgendwoher, dass es dem deutschen Osten nach wie vor schlecht gehe, dass die Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern erheblich höher liege als im Westen, dass die Löhne und Gehälter niedriger seien, dass noch viel in den Wiederaufbau der Städte, des Verkehrswegenetzes, der Industrie, kurz in die gesamte Infrastruktur investiert werden müsse. Schon die Vorrecherchen ergaben erstaunlicherweise ein anderes Bild. Einige Monate lang trug ich akribisch amtliches Zahlenmaterial zu allen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens zusammen. Die Ergebnisse überraschten: Auf so gut wie allen Gebieten hatten die neuen Bundesländer bis Mitte 2003 mit den alten gleichgezogen. In manchen Bereichen, wie Kindergartenbetreuung, Schul- und Universitätsausbildung, Verkehrssituation und Altstadtsanierung, stehen sie besser als die alten Länder da. Und auch das Hauptklagethema Arbeitslosigkeit zeigte sich von einer ganz anderen Perspektive: In der Tat gibt es in den neuen Bundesländern prozentual mehr Arbeitslose als im Westen. Allerdings herrschte zu DDR-Zeiten per Definition Vollbeschäftigung. Verständlich, dass sich nach der Wiedervereinigung umgehend jeder, der nicht arbeitete, als arbeitslos registrieren ließ. Damit bekam er Geld von Väterchen Staat. Im Westen ist dergleichen in vielen Fällen gar nicht möglich. Ein Selbstständiger, der arbeitslos wird, Hausfrauen und Mütter, die nie berufstätig waren, haben keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld. Aber die Arbeitslosenstatistiken allein sagen nicht viel über den Arbeitsmarkt:

Alle amtlichen Zahlen zeigen, dass von der Gesamtzahl der arbeitsfähigen Menschen in Ost und West prozentual etwa gleich viele einen Arbeitsplatz haben. Es ist dringend Zeit, die Thematik öffentlich und ohne Ressentiments zu diskutieren, sonst wird sich an der jetzt vom Osten wie vom Westen als misslich empfundenen Lage nichts ändern. Ich hoffte vielleicht etwas naiv, mit meinem Buch die Gesprächsbereitschaft dadurch zu erhöhen, indem ich so sachlich wie möglich nüchterne Daten und Fakten als Diskussionsgrundlage präsentierte. Was mich indes äußerst besorgt macht, ist die emotional gefärbte Intrige, auf die ich mancherorts damit stoße. So musste ich jüngst erleben, dass mir eine öffentlich-rechtliche Fernsehsendeanstalt aus den neuen Bundesländern eine freie Journalistin ins Haus schickte, um mich für ein Politmagazin zu interviewen. Ich wurde stutzig, als die Dame mit mir vor der Kamera ein vierstündiges und scheinbar völlig sachliches Gespräch führte, aus dem die Redaktion dann rund eine Minute etwas unglücklich formulierte „Zitate“ herauspräparierte und diese zudem noch völlig aus dem Zusammenhang riss. Was schließlich über den Sender ging, waren sinnentstellte, lächerliche Satzfragmente, jedes einzelne akustisch untermalt von einer Art Karnevalstusch. Ich befürchte, wenn selbst eine neudeutsche öffentlich-rechtliche Anstalt, die per Gesetz eigentlich einen Auftrag zur objektiven Information zu erfüllen hätte, noch so „linientreu“ polemisch agiert wie zu Honeckers Zeiten, dass es in der Tat mit der deutsch-deutschen Annäherung noch eine ganze Weile dauern könnte.

Fortsetzung: Hiwis am Hungertuch

Klagen oder Schweigen?

Der Verdienst für wissenschaftliche Hilfsarbeit ist zwar geringer als bei anderen Jobs, aber es überwiegt der immaterielle Gewinn. So beispielsweise für Eva, die ihren Dienst für die Wissenschaft am Deutschen Krebsforschungszentrum leistete. Eva merkte, dass Forschungsarbeit nicht das Richtige für sie ist, aber bereut die Erfahrung keineswegs: „Mit flexibler Einteilung und Spaß bei der Praxis konnte ich die Zeit positiv nutzen.“

Doch in Zukunft wird hierfür einfach weniger bezahlt, und es ist fraglich, ob einkommensschwache

Studenten das akzeptieren werden. Die CDU-Regierung Teufel bricht laut Tarifini, der bundesweiten Tarifvertragsinitiative studentischer Beschäftigter, inzwischen gültiges europäisches Recht. Studenten könnten sich vor dem europäischen Gerichtshof das Recht auf ordentliche Tarifverträge und gleiche Bezahlung erklagen. Es ist aber unwahrscheinlich, dass sie das tun könnten, ohne ihre Stelle zu gefährden. Hiwis sind außertariflich beschäftigt und bekommen Verträge, die ein halbes Jahr laufen und danach verlängert werden.

„Den 12000 Hiwis fehlt die Lobby. Dazu kommt die Abhängigkeit von den Bewertungen der Professoren“, sagt Niels Gatzke von der Tarifini. „Bei diesen Bedingungen fällt es leicht, den Hiwi zum ausbeutbaren Proletarier abzustempeln!“. Das einzige Bundesland ohne Tarifini ist das ausgerufene „Elite-Musterrland“. Vielleicht beflügelt der hiesige Hang zur Sparsamkeit, zum Weltruhm in der Wissenschaft aufzuschließen. Ein Schlüssel, der ins Haushaltsloch passt und der Unmündigkeit für Studierende alle Türen offen lässt. (jes)

Fortsetzung: Pädagogen-AStA fehlt der Nachwuchs

Leere Stühle im Senat?

„Das heißt, dass im Senat studentische Belange nicht mehr vertreten sind. Wenn es dann Probleme gibt, kann die dort keiner anbringen“. Vier der sieben gewählten Studenten begeben sich, so die Selbstdarstellung des AStA, einmal monatlich in „die Höhle des Löwen“, den Senat der PH. Hier werden Entscheidungen über Studienordnung, Studiengänge oder Zulassungszahlen getroffen. Darüber hinaus organisiert der AStA kulturelle Veranstaltungen und berät Studenten in Studienfragen. „Hochschulpolitik, das klingt für

manche abschreckend“, sagt Lisa Dost. „Viele meinen dann, sie hätten nicht den Durchblick. Aber man kann alles lernen. Und der AStA bietet wirklich vielfältige Möglichkeiten, wie man sich einbringen kann.“ Die Hoffnungen ruhen dabei vor allem auf neue Studenten, die schon während der Schulzeit in der Schülervertretung Erfahrungen gesammelt haben. (üte)

Infoveranstaltung über die Arbeit im AStA am Do., den 13. Mai um 18 Uhr in der alten PH (Keplerstr. 87, 1. OG, Raum 121)

Das Leben nach dem Durchbruch

Ian Wilmut über Heureka-Momente und das berühmteste Schaf

Warum sind Sie Wissenschaftler geworden? Die meisten Jungs wollen ja lieber Feuerwehrmänner werden...?

Als ich ein Teenager war, wollte ich in der Landwirtschaft arbeiten. Also studierte ich Agrarwissenschaften an der Universität von Nottingham. Da ich in der Stadt groß wurde und keiner meiner Verwandten in der Landwirtschaft arbeitete, dachte ich, dass das ein schöner Beruf wäre.

Doch noch während meines Studiums, änderte sich etwas, ich kann nicht einmal genau sagen was, aber ich interessierte mich mehr und mehr für die Forschung. Der eigentlich ausschlaggebende Punkt war, dass ich während meiner letzten Semesterferien ein Praktikum in einem Labor in Cambridge machte. Das zeigte mir, dass Forschung genau das ist, was ich machen möchte.

Was waren Ihre ersten beruflichen Ziele?

Für mich bestand meine Arbeit immer aus Grundlagenforschung und praxisorientierter Anwendung der daraus resultierenden Erkenntnisse. Meine ersten wissenschaftlichen Arbeiten befassten sich mit Nutztieren wie Kühen. Ich forschte mit eingefrorenen Embryonen und Spermata, versuchte herauszufinden, ob dies die Züchtung effizienter machen könnte. Dann untersuchte ich, woran es liegt, dass Embryonen sterben – sehr grundlegende Dinge eben.

Das ist jetzt schon über 20 Jahre her. Seitdem haben sich die wissenschaftlichen Möglichkeiten durch den Fortschritt in der Mikro- und Molekularbiologie stark weiterentwickelt. Dabei stellte sich heraus, dass es möglich ist, transgene Tiere herzustellen. Also befasste ich mich mit einem Projekt, dessen Ziel es war, Schafe zu züchten, in deren Milch Proteine enthalten sind, mit denen menschliche Krankheiten behandelt werden können.

Sie sind als der „Vater“ des Klonchafes Dolly bekannt. Was hat Dolly Ihr Leben verändert?

Dolly hat mein Leben auf vielerlei Art verändert. Für mich hat sich eine unglaubliche Menge an Möglichkeiten ergeben. Ich werde zu Symposien eingeladen, zu Diskussionen, ich erhalte Einladungen von der Pharma-Industrie, vor allem eröffnet sich dadurch die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit anderen Wissenschaftlern. Aber es bringt natürlich auch eine große Verantwortung mit sich.

Wenn man auf diesem Gebiet arbeitet, steht vielleicht auch eine klinische Anwendung, das heißt die Entwicklung von Arzneimitteln, in Aussicht. Darauf wird die Bevölkerung schnell aufmerksam. Menschen kommen und erzählen von ihren Krankheiten oder denen eines Familienmitgliedes und hoffen, dass ihnen mit meinen Erkenntnissen geholfen werden kann. Ich glaube, dass diese Verantwortung auch darin besteht, der breiten Bevölkerung diese Forschung zu erklären. Also gebe ich überall auf der Welt viele Interviews.

Als Ihre Kollegen von Ihrem Vorhaben hörten, ein Lebewesen zu klonen, wurden Sie da zu einem verrückten Wissenschaftler abgestempelt?

Nein, nein, nicht von Wissenschaftlern. In einer solchen



Dr. Ian Wilmut ist vor allem als „Vater“ des Klonchafes Dolly bekannt. 1944 in Hampton, England geboren zählt er mittlerweile zu den renommiertesten Wissenschaftlern im Bereich des Klonens und der genetischen Manipulation von Tieren. Heute arbeitet er als Leiter der Abteilung für Genexpression und Entwicklung am Roslin Institut in Edinburgh. Seine Forschung konzentriert sich mittlerweile auf die Möglichkeit, durch das Klonen menschlicher Embryonen Stammzellen zu gewinnen, um so degenerative Krankheiten zu heilen. Einen entsprechenden Antrag reichte er vor wenigen Wochen bei den britischen Behörden ein.

Situation sind Wissenschaftler überrascht darüber, dass sie jetzt ihre Denkweise ändern müssen. Bevor Dolly geboren wurde, dachten wir, dass die Funktion von Zellen in verschiedenen Geweben unabänderbar festgelegt und nicht beeinflussbar sei.

Das Dolly-Experiment hat gezeigt, dass es nicht so ist und dass man diese Funktionen ändern kann. Davon hatte zuvor noch nie jemand

ranen durchlöchert. Wenn diese Löcher wieder geschlossen werden, dann werden die Zellen nicht unabhängig von einander repariert, sondern als Einheit. In der „leeren“ Eizelle ist jetzt die DNA der Brustdrüsenzelle enthalten.

Dann muss man nur noch warten, dass die Eizellen reifen und sie in die Gebärmutter eines Schafes einpflanzen. Der große Vorteil dieser Technik: Als Dolly geboren

über ein Experiment nachdachte, um plötzlich aufzuspringen und „Heureka“ zu rufen.

Schafe haben eine durchschnittliche Tragezeit von 150 Tagen. Man pflanzt also das Ei ein, wartet 50 Tage, um eine Schwangerschaft festzustellen, dann die nächste Überprüfung nach zwei weiteren Wochen... Es ist also ein Heureka-Moment, der fünf Monate dauert. Wir waren sehr glücklich, dass die

eröffnen, die auf keinem anderen Weg zugänglich sind.

Sonst würden wir das ja auch nicht machen, denn es ist sehr harte Arbeit und wirft natürlich ethische Fragen auf. Bei jeder Krankheit, die erblich bedingt ist und bei der noch Unklarheiten über Entstehung und Verlauf bestehen, wäre es überaus hilfreich, klonen zu können. So können Zelllinien für die Forschung produziert werden.

Glauben Sie, dass es ethisch korrekt ist, menschliche Embryonen zu klonen?

Ja. Wir sprechen hier über ein Entwicklungsstadium, in dem der Embryo aus etwa 200 Zellen besteht. Mit dem bloßen Auge ist er gar nicht zu erkennen, man braucht ein Mikroskop, um ihn überhaupt zu sehen. Dieser Zellhaufen ist zwar ein potentieller Mensch, aber noch kein menschliches Wesen.

Ich glaube, dass wir einen Menschen in jedem Alter, auch nach seinem Tod, Respekt zollen sollten. Wie dieser Respekt aussieht, ist ganz unterschiedlich. Sie bringen einem Toten ja auch eine andere Art von Achtung entgegen, als dem Menschen, der er ein paar Stunden vor seinem Tod noch war.

Mit einem Embryo sollte man auf jeden Fall mit Bedacht umgehen. Aber er hat noch kein Bewusstsein, kein Nervensystem. Für mich ist das noch kein menschliches Wesen. Deshalb ist dieses therapeutische Klonen für mich – und auch das Rechtssystem in Großbritannien – eine akzeptable Möglichkeit.

Wenn es technisch möglich wäre, würden Sie versuchen, einen Menschen zu klonen?

Nein, auf keinen Fall. Ich glaube, dass die Versuchung zu groß wäre, diesen geklonten Menschen wie das zugrundeliegende „Original“ zu behandeln. Obwohl jedem nach ein wenig Nachdenken klar sein sollte, dass es sich um eine andere, ganz

„Erfolg kann man nicht planen. Man muss daran arbeiten.“

etwas gehört, aber mittlerweile gibt es viele Labors, die auf diesem Gebiet forschen. Die meisten Biologen waren somit überrascht und begeistert über die Möglichkeiten, die dieses Experiment eröffnete. Nur einige Menschen waren ein wenig besorgt, als sie davon hörten.

Wurden Sie oder Ihre Familie jemals bedroht?

Nein, überhaupt nicht. Das liegt vermutlich auch daran, dass wir im Norden von Großbritannien wohnen. Ich glaube, im Süden hätte es mehr Probleme gegeben.

Wie wurde Dolly überhaupt „hergestellt“?

Um den Transfer von DNA durchzuführen, braucht man zwei verschiedene Zellen. Erstens eine Eizelle von einem Tier, in unserem Fall von einem Schaf mit schwarzem Gesicht. Aus dieser wird die genetische Information, die DNA, entfernt. Zweitens eine Zelle, die die neue Information enthält, hier eine Brustdrüsenzelle eines anderen Schafes, dieses mit weißem Gesicht. Wir brachten diese andere genetische Information in die Eizelle ein, indem wir die beiden Zellen mit einem Stromstoß fusionierten.

Hierdurch werden die Zellmemb-

wurde und ein weißes Gesicht hatte, war uns sofort klar, dass die gesamte genetische Information ausschließlich aus der zweiten Zelle kam.

Dolly war aber nicht der erste Versuch, sondern Versuch 277...

Es ist klar, dass es nicht beim ersten Mal funktioniert, sondern vielleicht nach 200 Versuchen. Man macht nie nur ein Experiment, sondern immer mehrere parallel zueinander. Außerdem werden immer mehrere verschiedene Methoden der Fusionierung angewandt. So können an zwei Tagen 50 verschiedene Eizellen behandelt werden.

Insgesamt hat das Experiment Dolly etwa sechs Wochen gedauert. Wir haben nach einer Woche die Eizellen überprüft um festzustellen, ob einige schon zu reifen begonnen hatten. Die Ergebnisse waren ziemlich gut. Die nächste Kontrolle fand nach etwa 50 Tagen mit Ultraschalluntersuchungen statt. Es ist nun einmal so, dass man Erfolg nicht planen kann. Man muss einfach daran arbeiten.

Wie haben Sie sich gefühlt, als Dolly geboren wurde?

Es war ja ein sehr langsamer Prozess. Nicht so wie bei Archimedes, der in einer Badewanne saß und

Schwangerschaft gut verlief und extrem erleichtert, als Dolly endlich gesund und munter zur Welt kam.

Trotzdem starb Dolly bereits im Alter von sieben Jahren. Warum so früh?

Sie starb an einer Viruskrankheit, die einen tödlichen Lungentumor verursachte. Das ist eine ziemlich seltene Schafkrankheit, die über die Luft übertragen wird. Leider gibt es keinen Test für diese Krankheit und so muss diese Krankheit unmerklich von einem anderen Schaf eingeschleppt worden sein.

Als wir feststellten, dass Dolly an dieser Krankheit litt, konnten wir nichts mehr dagegen tun. Aber es steht außer Frage, dass das der Grund für Dollys Tod war. Natürlich wissen wir nicht, ob sie noch länger hätte leben können oder ob das Klonen unerwünschte Auswirkungen gehabt hätte. Auf diese Fragen werden wir allerdings nie Antworten finden.

Am 21. April dieses Jahres haben Sie in Großbritannien einen Antrag eingereicht, um menschliche Embryonen für Forschungszwecke klonen zu dürfen. Was bezwecken Sie damit?

Wir glauben, dass sich dadurch vollkommen neue Möglichkeiten

eigenständige Person handelt.

Schließlich sind auch eineiige Zwillinge, die zur selben Zeit geboren wurden, zwei verschiedene Menschen. Ich glaube einfach nicht, dass man einen geklonten Menschen wirklich als eigenständiges Individuum behandeln könnte.

Darin besteht für mich auch das Problem. Es geht nicht darum, wie der Embryo „hergestellt“ wird oder wie ein Kind geboren wird, es geht nur darum, wie man ein Kind behandelt.

Glauben Sie an Gott oder ein anderes „höheres Wesen“?

Nein. Natürlich beeinflusst das meine ethischen Entscheidungen. Es gibt viele verschiedene Aspekte, die in diesem Zusammenhang für mich wichtig sind. Ich gehe an eine ethische Frage heran, indem ich mich frage: Welche Auswirkungen könnte mein Handeln auf die Menschen um mich herum haben, auf die Tiere, an denen ich forsche, und auf die gesamte Umwelt? Auf solche rein rationalen Urteile verlasse ich mich wesentlich lieber als auf irgendeine religiöse Lehre.

Wenn Sie dafür ein praktisches Beispiel möchten: Ich lehne die Idee, einen Menschen zu klonen, eben aus den vorher genannten Gründen kategorisch ab. (dok)

Akademischer Babyboom

Studium, Arbeit und Kind – Eltern an der Uni



Foto: dok

Kind und Karriere zu verbinden, fällt vielen Eltern in der Studentenschaft nicht immer leicht. Gut, dass es da Betreuungsangebote vom Studentenwerk gibt.

„Das war wohl heute nicht ihr Tag. Durchgefallen.“ Als Anita (alle Namen von der Redaktion geändert) nach der Begründung für ihren Misserfolg fragt, bekommt sie eine klare Antwort: „Sie als alleinerziehende Mutter haben ja schon genug um die Ohren. Früher oder später hätten sie doch sowieso das Studium abgebrochen. Jetzt gehen Sie mal lieber heim und kümmern sich um ihr Kind, das ist für uns alle besser so.“

Ein Einzelfall, aber sicher ein Beispiel dafür, dass es nicht einfach ist für studierende Eltern, Universität

und Nachwuchs unter einen Hut zu bringen.

Gerade bei angehenden Naturwissenschaftlern, die in einem engen Korsett aus Seminaren und Praktika stecken, kann eine Schwangerschaft die Karrierepläne ziemlich durcheinander bringen.

Das Mutterschutzgesetz gilt auch an der Uni und verbietet somit das Arbeiten in chemischen Labors. Da Studiengänge wie Pharmazie hauptsächlich aus solchen Praktika bestehen, bleibt den werdenden Müttern nichts anderes übrig, als ein Urlaubssemester einzulegen

oder vorübergehend ganz der Uni den wachsenden Bauch zu kehren.

Etwa acht Prozent aller angehenden Akademiker pflanzen sich schon zu Studienzeiten fort. Bei 25000 Studenten sind das immerhin 2000 junge Eltern. Dem entgegen stehen 149 Betreuungsplätze in Einrichtungen des Studentenwerks. Eine Rechnung, die nicht aufgeht.

Frau Hollerbach, Leiterin der Kinderbetreuung des Studentenwerks: „Momentan herrscht ein richtiggehender Babyboom. Im Kleinkindbereich von null bis drei Jahren stehen 50 Kinder auf der Warteliste, das bedeutet jeweils eine Wartezeit von etwa sieben Monaten.“ Dennoch ist ein weiterer Ausbau des Betreuungsangebotes nicht geplant. So müssen sie dann eben lange Wartezeiten in Kauf nehmen oder viel Glück haben.

Sabine und ihr jetzt 3-jähriger Sohn Lars hatten dieses Glück. „Ein Kind zu bekommen ist auch ein schöner Semesterferienvertreib“, berichtet sie, „als ich wieder in die Uni kam, wurde ich gefragt, ob ich abgenommen habe.“ Schon vor der Geburt hat sie sich um einen Betreuungsplatz bemüht und so konnte sie Lars mit einem Jahr in der Krabbelstube unterbringen. „Das erste Jahr war schon hart, aber mein Freund hat mich, so gut er konnte, unterstützt. Auch meine Kommilitonen und Dozenten waren sehr kooperativ.“ Natürlich lief nicht alles ganz reibungslos. „Es ist eine gewaltige Umstellung, plötzlich auch noch ein Kind zu versorgen. Aber mittlerweile habe ich gelernt, dass es nicht nur Studium oder Kind gibt, sondern durchaus auch Studium mit Kind.“ (dok)

Leichen im Uni-Keller

Gunther von Hagens zweifelhafte Geschäfte

Die Uni Heidelberg steht derzeit ungewollt im grellen Licht der Öffentlichkeit. Nach einem Bericht des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ wurden Vorwürfe laut, die Bildungsanstalt sei an den zweifelhaften Machenschaften Gunther von Hagens direkt beteiligt. Theresia Bauer, hochschulpolitische Sprecherin der Grünen im Landtag, fordert nun die vollständige Aufklärung der Geschehnisse.

Unter der plakativen und provozierenden Überschrift „Russische Kadaver“ veröffentlichte das Wochenmagazin in seiner zehnten Ausgabe dieses Jahres eine Enthüllungsgeschichte über dubiose Vorgänge am Anatomischen Institut der Universität. Anfang der neunziger Jahre habe die Universität unter Leitung Gunter von Hagens und Lehrstuhlinhabers Wilhelm Kriz Leichenteile aus Russland bezogen, ohne Unterlagen darüber zu führen.

Außerdem soll von Hagens Präparate, die der Universität gehörten, privat in den Nahen Osten verkauft und dabei erhebliche Summen verdient haben. Auch die Universität hat, laut „Spiegel“ an den präparierten Körperteilen Geld verdient. Als Antwort auf diese Vorwürfe veranlasste Rektor Peter Hommelhoff die Bildung einer Untersuchungskommission, die versuchte, die Vorgänge von damals zu durchleuchten.

„Wir konnten glücklicherweise die Bücher der Jahre 1991-1999 rekonstruieren und wenn man über diesen Zeitraum hinweg das Gesamtkonto betrachtet, hat die Universität kein Geld verdient, sondern ganz im Gegensatz sogar 50000 DM verloren“, beschrieb der Prorektor der Uni Jochen

Tröger die Ergebnisse der Kommission in einem Interview mit der Heidelberger Universitätszeitung „Uni-Spiegel“. Was in der Zeit von 1978-1991 geschehen ist, konnte die Kommission jedoch nicht rekonstruieren. Dreizehn Jahre dieser Machenschaften liegen somit im Dunkeln.

Auch wenn die Universität kein Geld mit Leichenhandel verdient haben sollte, bleibt bei vielen Körperteilen die Frage nach der Herkunft zweifelhaft. Auch die privaten Einkünfte von Gunter von Hagens konnten nicht aufgeklärt werden. Nach Informationen des „Spiegel“ sollen Millionen geflossen sein.

Die Wahrheit ist heute schwer zu ermitteln. „So wie es aussieht, bewegte sich die Universität Heidelberg in einer gesetzlichen Grauzone. In Zukunft müssen straffere Bestimmungen in Bezug auf den Umgang mit Leichen und Körperteilen in den Gesetzestext aufgenommen werden“, forderte Theresia Bauer. Die Abgeordnete der Grünen hatte Anfang April im Landtag von Baden-Württemberg einen Antrag eingereicht, in dem sie die lückenlose Aufklärung der damaligen Geschehnisse forderte.

Die daraufhin eilends abgegebene Stellungnahme des Landtages bezog sich allerdings nur auf die Erkenntnisse der zuvor von Rektor Hommelhoff eingesetzten Kommission. Eigenständige Recherchen hielt die Institution anscheinend nicht für notwendig.

„Ich werde auf jeden Fall weiterhin nachforschen“, Theresia Bauer gibt sich entschlossen und sehr kämpferisch. Schließlich dürfe „mit Verstorbenen kein Schindluder getrieben werden.“ (gio)

Gutes Design vorausgesetzt

Vorlesungsreihe über Ethik, Fortschritt und Xenotransplantation

Und weiter geht es auf dem Forum Interdisziplinär: Die im Wintersemester 2003/04 gestartete Vortragsreihe „Der Designte Mensch“ ist noch nicht beendet. Auch im Sommersemester gibt es wieder ein attraktives Veranstaltungsangebot. Bei den Lesungen geht es um die Darstellung verschiedenster Eingriffe in das menschliche Erbgut. Aber nicht nur aus der Sicht der Mediziner, sondern auch vom Standpunkt anderer Wissenschaftler. Denn es stellen sich bei der Gentechnik ebenso Grundfragen zu

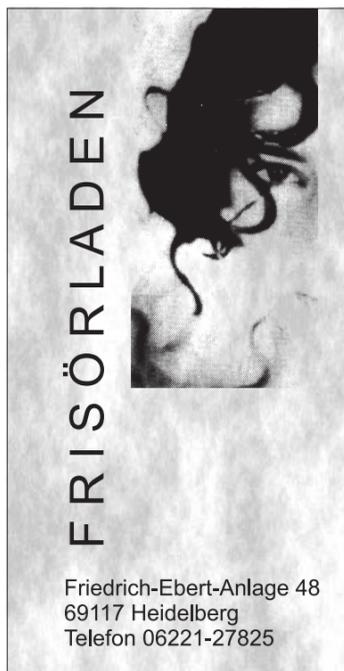
menschlichem Leben und seinem Wert wie zu restriktiven Gesetzen, internationalen Normen oder demographischen Problemen.

In der Reihe finden sich neben bekannten Themen wie Klonen und Präimplantationsdiagnostik zum Beispiel auch „Xenotransplantation“, die Verpflanzung von tierischen Organen in den Menschen; dies ist auch Thema des nächsten Vortrags. Dr. Eve-Marie Engels, Professorin für Ethik in den Biowissenschaften und Mitglied im nationalen Ethikrat, wird am

ersten Juni um 19 Uhr versuchen, „Ethische und anthropologische Überlegungen zur Artüberschreitung in der Therapie“ darzustellen. Veranstaltungsort ist der Hörsaal 8 der Neuen Universität.

Bereits seit 1992 veranstalten Heidelberger Studierende interdisziplinäre Vorträge zu aktuellen Themen. „Insgesamt sind die Vortragsreihen dem Ideal verpflichtet, auf hohem Niveau aktuelle Entwicklungen verständlich zu machen und zur Diskussion zu stellen.“ (phe)

Mehr Infos unter: interdisziplinaires-forum.uni-hd.de.



Uni-Kino in der Altstadt

Aktuelle Blockbuster im klassischen Hörsaal

Viel Abwechslung zum kleinen Preis: Für 1,99 Euro kann jeder Filmfreund im Hörsaal 13 der Neuen Uni seinem Lieblingshobby frönen. Beginn jeweils um 19:30 Uhr, beim ersten Besuch ist ein Filmclubausweis für 0,31 Euro zu erstehen.

- 12. Mai **Fluch der Karibik** – Johnny Depp als durchgeknallter Pitat mit mehr Talent zum Lidstichziehen als zum Schwertkampf.
- 19. Mai **Das Wunder von Bern** – Söhnke Wortmanns Nachkriegsdrama vor der Kulisse der Fußballweltmeisterschaft 1954.
- 26. Mai **Findet Nemo** – Der erfolgreichste Zeichentrickfilm aller Zeiten über die Suche nach dem entschwommenen Sohn.
- 2. Juni **Last Samurai** – Tom Cruise in der japanisch-mittelalterlichen Version von Mission Impossible.
- 9. Juni **Kill Bill Vol. 1** – Uma Thurman als Rächerin in blond metzelt sich durch Quentin Tarantinos visuelle Spielweise.
- 16. Juni **Herr Lehmann** – Deutsche Komödie um einen liebenswerten Verlierer aus dem Kreuzberger Kiez Ende der 80er Jahre
- 23. Juni **Der Herr der Ringe: Die Rückkehr des Königs** – Letzter Teil der epischen Filmtrilogie von J.R.R. Tolkien.
- 30. Juni **Liegen Lernen** – „Still halten, nichts machen, dann laufen einem die unglaublichsten Frauen über den Weg“
- 7. Juli **Mystic River** – Familiendrama von Clint Eastwood mit dem oscarprämierten Sean Penn in der Hauptrolle.
- 14. Juli **Tatsächlich Liebe** – Irrungen und Wirrungen rund um das wärmste aller Gefühle im Bauch.
- 21. Juli **Kalender Girls** – Nackte Tatsachen für den guten Zweck auch jenseits des Rentenalters. (red)

WELDE N°1
in Qualität
4 x Erster Preis, DLG
und Design
Design Annual, N.Y.
WELDE N°1
www.welde.de

SAKURA
Sushi - Bar
Restaurant und Take-away
Bergheimer Str. 1 b
69115 HD - Bismarckplatz
Tel.: 06221/656256

„Uni quasselt Elite herbei“

Leserbrief zum Thema Elite-Uni Heidelberg

Die Universität Heidelberg bewirbt sich bei Bulmahns „Brain up! – Deutschland sucht seine Super-Unis“. Brain up, was ist das eigentlich? Wieder eine Wortschöpfung der Beratungsfirmen, die mit bunten, teuren Folien jetzt auch im Bildungsministerium eingezogen sind? „Brain up“ ist sprachlich grottenfalsch und erinnert an Push-Up-BHs. Und jeder weiß, dass da nichts drin ist. In welchem Zustand waren die Mitarbeiter um Frau Bulmahn, als sie dem diskreten Krawattencharme der Wirtschaftsberater erlagen? Die Uni Heidelberg, die sich ihrer Kompetenz in sprach- und kulturwissenschaftlichen Fächern rühmt, hat mit ihrer Bewerbung den sprachlichen Unsinn eines „Brain up“ salonfähig gemacht. Man darf also gespannt sein, wie den Anglisten das „Brain up“ bei Hildegards Castingshow über die Lippen geht. In Heidelberg gefällt es, immerzu als Elite-Uni ins Rampenlicht zu drängen. Mittlerweile wurde ein beschämender Tiefpunkt erreicht: Kaum ist Bulmahns missglückter Casting-slogan verkündet, setzt man hier mit Termindruck alles dran, den Antrag zur Elite-Uni fertigzustellen, um so schnell eine vermeintlich strategisch wichtige „Pole-Position“ in der Diskussion zu besetzen. Die Verzweiflung in Heidelberg muss sehr groß sein: man steht nicht auf der Liste der drei Topkandidaten. Und wenn Vertreter der eigentlichen Massen-Unis, gerade weil sie gerne Teil der „Elite“ sein möchten, immerzu von der „Elite-Uni“ reden, findet dies besonders in den Rektors- und Gelehrtenstuben Heidelbergs Gehör. Diese haben sich längst von der Realität der Massenuniversitäten abgewendet und ignorieren die politische Diskussion um die Zweifelhaftheit des Buhmahnschen Vorhabens. Nur so ist es auch verständlich, warum man nicht endlich die eigenen Probleme der Massenuniversität anpackt, sondern anscheinend nichts Besseres zu tun hat, als Anträge zu verfassen, für die es noch nicht einmal eine offizielle Ausschreibung gibt. Kann denn wirklich die Masse weggeredet und dafür die Elite herbeigequasselt werden? Nur ein kurzer Blick auf die internationalen Elite-Unis müsste doch etwas Besseres lehren. Herausragende Betreuung in Forschung und Lehre sowie finanzielle Förderungsmöglichkeiten kennzeichnen Elite-Unis. In der internationalen Fachwelt anerkannte Spitzenforschung, nicht dilettantisches Marketing in den Medien ist der richtige Weg dahin. Eine realistischere Selbstwahrnehmung und die zügige Beseitigung der Probleme gehören dazu. Wäre man wirklich überzeugt, so hätte man sich schon früher um ein „Institute of Advanced Studies“ oder eine „Graduate School“ bewerben können. Andere Unis beweisen bei ähnlichen Projekten, dass Elite nicht nur von Frau Bulmahn zu finanzieren ist. Konzeptionsloser Aktionismus für einen Antrag, den noch keiner lesen will, eine Selbstbeweihräucherung der Uni in den Medien, politischer Opportunismus und das Schielen auf zweifelhafte Zertifikate einer unfähigen Bildungsministerin, das ist nicht nur einer Elite-, sondern jeder Universität unwürdig.

Der Autor ist der Redaktion bekannt und will ungenannt bleiben

Hommelhoff's Uni-Visionen

Mit Kooperation und Drittmitteln in die Zukunft

„Es ist eine Schweinerei“, echauffiert sich Rektor Hommelhoff im ruprecht-Interview. „Versteckte Sparmaßnahmen, wie die kürzlich beschlossene Erhöhung der Professoren-Arbeitszeiten um eine Wochenstunde verschlechtern das ohnehin katastrophale Betreuungsverhältnis weiter“.

Und das zu einem denkbar schlechten Zeitpunkt, da Heidelberg sich große Hoffnungen auf einen Platz unter den voraussichtlich fünf zu fördernden Elite-Universitäten macht. Die zusätzlichen 250 Millionen Euro in fünf Jahren sollen vor allem in die Verbesserung der Lehre investiert werden.

„Während jenseits des Atlantiks ein Professor 25 Studenten betreut, kommen auf einen Professor in Deutschland nicht selten über 100 Studenten“, so Rektor Hommelhoff. „Es ist an der Zeit, Prioritäten zu setzen. In Zeiten knapper Haushaltslagen muss in die Zukunft investiert werden“, fordert er weiter. Nur durch gezielte Förderung universitärer Einrichtungen sei die Attraktivität des Wirtschaftsstandorts Deutschlands auf Dauer zu gewährleisten. Zusicherungen der Bundesforschungsministerin, die Ausgaben für Bildung und Forschung bis zum Jahr 2010 auf drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts zu erhöhen, (derzeit 2,52%) seien vielversprechend, aber „auf die Politik ist kein Verlass“. Erst im Herbst vergangenen Jahres kürzte das Land Baden-Württemberg den Heidelberger Etat um mehrere Millionen Euro.

Alternative Finanzierungsmöglichkeiten sollen daher zunehmend an Bedeutung gewinnen. Die Aufnahme in den Kreis der Elite-Universitäten ist für Hommelhoff ein

erster wichtiger Schritt in Richtung Qualitätssicherung. Die Bewerbung ist noch nicht formuliert, aber erste Schwerpunkte kristallisierten sich heraus: „Unter meiner Regie gibt es keine Institutsschließungen“, so Hommelhoff. Die Breite des akademischen Angebots müsse erhalten und die Vernetzung mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie dem Deutschen

Kinderklinik. „Amerikanische Verhältnisse werden wir hier in näherer Zukunft nicht erreichen. Private Spenden bleiben Ausnahmeerscheinungen“, bedauert Hommelhoff.

Das angelsächsische Modell als Grundlage für die Visionen des Rektors. Neben der Abschaffung des Kapazitätsrechts, welches den Universitäten die Möglichkeit gäbe, Bewerber selbst auszuwählen und



Andere Universitäten produzieren die Opel Vectras der Wissenschaft. An der zukünftige Elite-Uni Heidelberg sollen weiterhin Porsches gebaut werden.

Krebsforschungszentrum (DKFZ) weiter ausgebaut werden. Gerade die Möglichkeit des inter fakultativen Austauschs begründe die Sonderstellung des Bildungsstandorts Heidelberg. Interdisziplinäre Forschungsprojekte, wie „Ritualdynamik“, bei dem mehrere Institute von der Assyriologie bis zur Theologie zusammenarbeiten, sollen den von Mittelkürzungen am stärksten betroffenen Orchideenfächern eine neue Zukunftsperspektive geben.

Trotz demonstrativer Zuversicht, bald zum Kreis der staatlich geförderten Elite-Universitäten zu gehören, will sich der Rektor nicht auf diese Finanzspritzen verlassen.

Effizientere Prozesse bei der Drittmittelbeschaffung sollen Abhilfe schaffen. „Gerade in den Geisteswissenschaften herrscht Nachholbedarf“, kritisiert Hommelhoff. Es gelte flächendeckend eine „Antragskultur“ zu entwickeln. Forschungskonzepte müssten zukünftig parallel als Anträge auf Drittmittel umformuliert und an die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Europäische Union verschickt werden.

Auch „private Initiativen“ sollen helfen, den Etat zu entlasten. Beispiel: Der durch eine private Großspende ermöglichte Bau der neuen

über Studentenzahlen zu entscheiden, fordert er die Einführung von Studiengebühren. Ein größerer finanzieller Spielraum und mehr Eigenverantwortung als Allheilmittel für derzeitigen Strukturprobleme. Was aber, wenn die mögliche Einführung von Studiengebühren genutzt wird, um Haushaltslöcher zu stopfen anstatt die Qualität der Hochschulausbildung zu sichern?

„Nicht mit mir!“, versicherte der sichtlich in Fahrt geratene Rektor: „Das gibt einen solchen Krawall... ich glaube nicht, dass die Politik die Konfrontation mit den Universitäten eingehen würde.“ Elitenförderung kostet Geld und dieses werde zur Not mit Vehemenz eingefordert.

Es gelte Heidelberg's Spitzenposition in der deutschen Bildungslandschaft zu verteidigen: „Auch in Zukunft werden hier die Produzenten von Porsches in der Wissenschaft ausgebildet“, gab sich Hommelhoff selbstbewusst.

Die Entwicklung des Heidelberger „Porschewerks“ ist ungewiss. Haushaltslöcher, zögerliche Politiker und fehlende Akzeptanz im Kollegium werden Hommelhoff's Pläne nicht gerade beflügeln. Ob das gut oder schlecht ist, steht auf einem anderen Blatt. (lub, rl)

Personals

dok! Weder hübsch noch schlau, aber wem erzähl ich das? - rl

rl! - Paß auf! Ich mach einen Katzenbuckel und stelle meinen Schwanz flaschenbürstenartig auf - dok

dok! Ich glaub', mir wird schlecht - rl

wro! Ich glaub, ich hab einen Trojaner. Ich brauch nen neuen String aus dem Internet - fr

fr! Gebrauchte bei eBay? - wro

jo! (langer Monolog) mit der Abkehr von der Massenuniversität... - gan

gan! Sprichst Du das Wort zum Sonntag - wro

dok! Gib mal das Telefon - rl

rl! Welche Nummer - dok

dok! Gabriel - rl

gan! (Uli Hoeneß sitzt nach dem 3:1 gegen Bremen in sich gekehrt auf der Bank) Weint der? - rl

rl! Nein, der schreibt ne SMS! - gan

dok! Du hast gerade „Ficken“ gesagt! - gan

gan! Ich habe nur laut gedacht! - dok

Café Knösel
ältestes Café in Heidelberg • seit 1863
Haspelgasse, an der Heiliggeistkirche
69117 Heidelberg
Telefon (06221) 22345
Fax (06221) 600160
email Cafe-Knoesel@t-online.de

Der national-sozialistische Völkermord an den Sinti und Roma
Ausstellung
Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma
Bremeneckgasse 2, 69117 Heidelberg
Di 10-20 Uhr, Mi bis Fr 10-16.30 Uhr, Sa und So 11-16 Uhr
(Mo und an gesetzlichen Feiertagen geschlossen); Eintritt frei
Gefördert durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien

Restaurant
GOLDENER STERN
69117 HD - Lauerstr. 16
Tel. 06221 / 23 93 7

Griechische Spezialitäten zu vernünftigen Preisen
Alle Speisen auch zum Mitnehmen

Öffnungszeiten: täglich 17 - 1 Uhr

CARAMEL
ehemalige NIKARKLAUSE

Täglich 11.30 - 14.30 Uhr:
**Fünf verschiedene
Mittagsgerichte**

Täglich ab 17 Uhr:
Studententeller
für 5,80 Euro

69121 HD - Tiergartenstr. 13/2
Tel.: 06221 / 47 36 36
im Neuenheimer Feld beim
Bundesleistungszentrum

Gerichte auch zum Mitnehmen

Neubau des Glaubens

Heidelberger Synagoge bekommt Zuwachs



Ein Haus der Kommunikation und Integration: Nicht nur äußerlich ist die Synagoge in der Weststadt ein außergewöhnlicher Ort.

Die neue Synagoge der Jüdischen Kultusgemeinde überzeugt durch Offenheit. Die lichtdurchfluteten Gänge des Gotteshauses sind in einem Halbkreis angelegt, die sich um sein Allerheiligstes schmiegen: den Gebetsraum. Durch die hohen, farbigen Fenster fällt blaues Licht auf die im Halbrund angeordneten Sitze, kongruent zur Grundfläche des Baus. Im Zentrum steht die Tora. An den Wänden der Synagoge, die gleichzeitig auch als Gemeindehaus dient, sind überall Hinweisschilder angebracht. Auf Deutsch und immer auch auf Russisch: „Bitte anklopfen“, sagen die Schilder oder „Diese Tür immer abschließen“. Kyrillische Hinweisschilder in Heidelberg? Die hiesige jüdische

Gemeinde besteht zu neunzig Prozent aus russischen Einwanderern. In den späten Achtzigern förderte eine Studie ein alarmierendes Ergebnis zu Tage: Die Jüdischen Gemeinden in Deutschland drohen auszusterben. Um dies zu verhindern, beschloss die deutsche Innenministerkonferenz im Jahr 1991, Russen jüdischer Herkunft als Flüchtlinge in Deutschland aufzunehmen und ihnen unbegrenzten Aufenthalt zu gewähren. Im Jahr 2004 wird die Jüdische Gemeinde Heidelberg vermutlich mehr als 500 Mitglieder zählen.

„Religion ist das eine, die Integration das andere“, erklärt Artjom Bychovski, der Vorstandssprecher der Gemeinde. Ziel sei es, Einwan-

derern in der ersten Zeit zur Seite zu stehen und ihnen eine Hilfe zu sein, meint Bychovski. In der Synagoge werden Deutschkurse angeboten. Außerdem gibt es eine Beratungsstelle für Einwanderer, die beim Papierkrieg mit den Behörden hilft. Auch einen Sozialarbeiter beschäftigt die Jüdische Gemeinde. Dazu kommen die Aufgaben einer Glaubensgemeinschaft, den religiösen Bräuchen Raum zu geben. Nur zu den hohen Feiertagen Chanukka und Pessach ist die Synagoge richtig voll. Darüber hinaus wird eine Menge kulturellen Programms geboten: Jiddische Liederabende, Lesungen und Vortragsreihen. Für jüdische Kinder gibt es Religionsunterricht. Benotet, versteht sich.

Antisemitismus fürchtet Bychovski nicht: „Das ist vielleicht in Teilen Ostdeutschlands ein Problem, aber nicht hier in Heidelberg“. Was die Mitglieder seiner Gemeinde angeht, hält er die Sprachbarriere und die Integration für die größte Herausforderung. Und gespart wird auch hier: Im nächsten Jahr fallen staatliche Gelder weg, die bisher die Stelle des Sozialarbeiters finanziert haben. „So wird einiges, was wir aufgebaut haben, zerstört“, so Bychovski.

In einem Raum am Ende des Flures befindet sich eine Küche. Durch die Tür schallt lautes Gelächter und russische Wortfetzen hallen durch die Synagoge. Der Gang windet sich sanft in Richtung des Ausgangs. Im Halbkreis, eben wie ein Bogen des Siebenarmigen Leuchters. (fr)

Mister Siggie seit 30 Jahren

Kneipenkritik Nr. 33: Maria in der Bergstraße

Geweih an der Wand, Brandlöcher in den Tischdecken. Der erste Blick in das Innere des „Maria“ ist ein Schock. Will? ich? hier? rein? Doch der Durst ist groß, und sonst in diesen Dingen zuverlässige Freunde hatten das „Gasthaus zur Bergstraße“, so der Name auf dem Schild über der Tür und im Telefonbuch, ausdrücklich gelobt. Ich will also. Und wundere mich, was das hier, mitten im sonst so niedlichen Puppenhausheidelberg, für ein Laden ist.

und zwinkernden Augen, kamen außerdem Studenten, Professoren, „reiche und einfache“ Leute hierher. Treu geblieben seien nur die „einfachen“: „Heut' viel soziale Leut“, denen er öfters Kredit gebe, beschreibt es Slobi. Einen Stammtisch gibt es auch. Dass sich der Stammtisch normalerweise am Vormittag trifft, weil die meisten der Mitglieder, so Slobi, Rentner seien, unterstützt das Bild, dass ein Großteil des Publikums mit seiner Kneipe alt geworden ist.



Das Maria liegt in Neuenheim, gegenüber dem Aufstieg zum Philosophenweg. Seit über dreißig Jahren wird die Kneipe von ihrer Namensgeberin Maria geführt. In der Altstadt wäre die Gaststube wohl längst von einem internationalen Filialisten übernommen worden.

Wegen seiner Abgelegenheit von den üblichen Touristenrouten hat das Maria die letzten Jahrzehnte fast unverändert überdauert. Man sitzt auf zerschlissenen Kissens, die die dunklen Holzbänke so lange erträglich machen sollen, bis das Bier die Gesäßnerven abstumpfen lässt. Der Pfeifenraucher am Nebentisch trägt ein Sweatshirt in angriffslustigem Lila und diskutiert mit seinen Trinkgenossen, warum es überall auf der Welt McDonalds gibt. „Die Leute hier kenne ich fast alle“, erzählt Slobi, der schon einige Jahre nach der Eröffnung im Maria zu arbeiten begann, und stellt gleich einige vor: Mister Siggie, der immer Schach spielt, an dessen Tisch vorher über Hegel geredet wurde und der nun, durch die Nennung seines Namens aufgeschreckt, einen alten Streit nachträglich schlichten will: „Ich hab doch gar nichts...“, meint er zu Dr. Paul, ohne vom Glas aufzusehen, und sein Gegenüber sagt in die Gaststube: „Aber jetzt ist ruhig.“

Was sich verändert hat im Maria ist das Publikum. Früher, erzählt Slobi mit osteuropäischen Akzent

Außer den „sozialen Leut“ gibt es auch andere Gäste: Sebastian und Lukas zum Beispiel, beide Abiturienten, die ein paar Mal im Jahr vorbeikommen – wohl wegen der konkurrenzlos niedrigen Getränkepreise und der strategisch günstigen Nähe zur Neckarwiese, aber vor allem, weil sie das Maria „abgefahren“ finden. „Vor ein paar Wochen gab es hier eine Auseinandersetzung zwischen einem Anarchisten und einem Kommunisten – da ging's voll ab“, erinnert sich Sebastian begeistert.

Mag das Maria für manche also nur eine billige Biertanke oder ein Kuriositätenkabinett sein, vor allem anderen ist sie: eine gute Kneipe. Die Karte ist kurz, aber ehrlich, und die drei Spiegeleier mit Salat und Bratkartoffeln werden auf einem so sauberen wie großen Teller und mit einem Lächeln serviert. An die Geweihe muss man sich ja nicht gewöhnen. (gan)

Frischer Käsekuchen statt Prosecco

Neuer studentischer Treffpunkt für das „etwas andere“ Publikum

Der Duft von Wildkirsch- und Inkatee steigt einem in die Nase, wenn man die Kirchstraße 16 betritt. Emsiges Getümmel, frischer Käsekuchen und ein angenehmer Geräuschpegel an einem Sonntag in Bergheim: So kann man die Atmosphäre im Café für Lesben, Schwule und Bis beschreiben.

Der unkommerzielle Treff, der von den engagierten Beteiligten organisiert wird, befindet sich in den Räumlichkeiten des Seniorenzentrums Bergheim. Aufgrund des Treffpunktes kam es anfangs zu Missverständnissen. Zahlreiche Homosexuelle glaubten, ausschließlich schwule Senioren wären willkommen. Dabei sind alle Altersklassen angesprochen, die im eher konservativen Heidelberg Kontakt zu Gleichgesinnten knüpfen wollen. Bei einer Tasse Kaffee oder einem Pott exotischen Tee (Cafés mit vornehmlich homosexuellem Publikum bieten angeblich die größte Kaffee- und Teerauswahl) wird ab 16 Uhr

ungezwungene Unterhaltung gepflegt. Das aus dem Sonntagscafé bereits zwei Wohngemeinschaften und drei Liebespaare hervorgegangen sind, ist dabei nur ein netter Nebeneffekt. Doch wie sagte bereits Woody Allen so schön: „Bisexualität erhöht die Chancen auf ein Date um 100 Prozent“.

Die Angebote für Homosexuelle vor Ort sind begrenzt und bestehen zumeist aus kommerziellen Diskos und Bars, die sich vorwiegend in Mannheim befinden. Daher schufen fünf Studenten im Herbst vergangenen Jahres diesen Ort der Begegnung, der mittlerweile für 50 Schwule und Lesben zwischen 18 und 72 Jahren jeden zweiten und vierten Sonntag im Monat unverzichtbar geworden ist. Dank der Hilfsbereitschaft des Arbeiter-Samariter-Bundes Rhein-Neckar erhielten sie den preisgünstigen Raum im Zentrum Heidelbergs.

Inzwischen ist das Café studentisch geprägt. Nur ein Bruchteil

der Gäste ist älter als dreißig Jahre. Die Besucher schätzen vor allem, dass es sich bei dem Café um keine Kneipe oder Disko handelt, in der man mit bereits bekannten Leuten aufkreuzen müsste. Stattdessen kommt man völlig unverbindlich in die Räumlichkeiten des Seniorenzentrums, bedient sich am Kuchenbuffet und sucht sich ein Plätzchen um schnell mit Gleichgesinnten ins Gespräch zu kommen. Die Homosexualität steht dabei nicht im Vordergrund. Vielmehr unterhält man sich über Alltägliches, tauscht sich über das Studium aus oder verabredet sich zum Joggen.

Im Sommer sind neben den zweiwöchigen Treff auch Grillabende und Wanderungen vorgesehen.

Das Café hat nicht den Anspruch einer Selbsthilfegruppe, sondern soll eine Anlaufstelle für alle Studenten darstellen, die ungezwungene Kontakte in der neuen Heimat suchen. (ad)

KEBAP-HAUS

Döner, Yufka und Spezialitäten

**Hauptstraße 173
69117 Heidelberg (gegenüber
Café Journal)**

Ein großer Döner gratis!

EDV-Leist® Computerschule mobil!

Neu in Heidelberg (Neuenheimer Feld)!
10-Finger-Tastaturschreiben in Rekordzeit

Wo? Jugendherberge (Raum Paris), Tiergartenstr. 5 (neben Zoo)
Wann? Donnerstag: Kurse von 10-12, 13-15 und 15-15 – 17.15 Uhr
Termine: 17.06., 24.06., 01.07., 08.07., 15.07. + 22.07.2004.

Geübt wird auf einer großen Computer-Tastatur mit Notebook. Die Teilnehmer erhalten ein Lernprogramm zur Installation auf dem eigenen PC sowie eine Schulungsmappe mit Harry-Potter-Texten. Eine Teilnahmebescheinigung für Bewerbungen gibt es ebenfalls.

Dauer: 16 U.-Std. für nur € 72,- Einführungspreis.
Bitte fordern Sie direkt ein Anmeldeformular an.
Teilnehmer(innen): Alle Schüler und Studenten.

ZENTRALE ☎ 06226/6737 * FAX 06226/6767

Korn to be wild!

Ihre Vollkornbäckerei
vier mal in Heidelberg:

Gaisbergstr. 74
Märzgasse 1
Ladenburgerstr. 15
Dossenheimer Landstr. 4

Tel.: 06221 - 160997
www.mahlzahn.de

MAHL ZAHN

Betreuen statt büffeln

Arbeitskreis besucht Frauen in der U-Haft

„Da anfangen wo jeder Krimi aufhört.“ Das klingt ziemlich spannend und macht neugierig auf den „Knast-Arbeitskreis“, der sich mit diesem Werbeslogan im Internet präsentiert. Die Gruppe ist Teil der Evangelischen Studentengemeinde (ESG) und besucht wöchentlich Frauen in der Untersuchungshaft.

Was zunächst spannend und salopp dahergesagt klingt, erweist sich im Gespräch als Drahtseilakt zwischen Takt und Ehrlichkeit, Tabu und Offenheit. „Die Leute sind am Boden. Sie wissen nicht, was auf sie zukommt, haben teilweise Angst“, schildert Valentin Zahrnt seine Eindrücke. Seit einem halben Jahr ist er Mitglied beim Knast-AK. Das Programm der Besuchsnachmittage wird von den ESG'lern gestaltet. Gemeinsam basteln, singen und diskutieren sie dann mit etwa zwanzig Insassen in der Heidelberger Justizvollzugsanstalt „Fauler Pelz“.

„Da zeigt sich, dass das ganz normale Hausfrauen sind, die zwischendurch nach Kaffee oder Keksen fragen.“ Aber bei stickiger Luft kann eben niemand gerade mal das Fenster öffnen.

Gesprochen werde über alles. Doch manchmal sei es schwierig, den richtigen Ton im Umgang mit den Gefängnisinsassen zu treffen. „Parliert“ man mit ihnen wie an der Uni, fühlen sie sich schnell unterlegen, spricht man sie hingegen als Gefangene an, kann das beleidigend wirken. Deshalb werden oftmals Bibeltexte als Grundlage für die anschließenden Diskussionen gewählt. Solch sensitive Themen könne man auf einer Party mit niemandem verhandeln.

„Aber die Häftlinge

gehen da ganz offen drauf zu.“ Und dann erzählen sie von ihren eigenen Erfahrungen mit dem Thema. Gut in Erinnerung ist Valentin eine Debatte über das Heilige geblieben. Eine Frau berichtete, sie sei von den Menschen zu oft enttäuscht worden, weshalb sie nur noch Tiere heilig nenne. Einer anderen, die nach Drogenkonsum bei einem Einbruch gefasst wurde und in der Untersuchungshaft dann eine Fehlgeburt hatte, kann mit diesem Wort mittlerweile gar nichts mehr anfangen.

Teilweise sei für die Gefangenen die ihnen geschenkte Aufmerksamkeit etwas völlig Neues. Zunächst fällt es den meisten schwer, sich einem Fremden gegenüber zu öffnen. Erst das Vorbild der länger Anwesenden gibt den Neuen Mut, selbst etwas zu sagen. Andere bringen aus Prinzip Gegenargumente, weil sie sonst nie Gelegenheit zum Debattieren haben.

„Gefängnis ist wie Krankenhaus für meine Seele“, sagte eine Russlanddeutsche. Sie nimmt die Hilfe der ESG'ler gerne an und begreift ihre Haftzeit als Chance für einen Neuanfang. Und auch die Helfer sehen ihr Engagement als Bereicherung. „Ein echt gutes Gefühl“, meint Valentin. Er gehe aus dem Gefängnis raus, pfeife und singe. An der prekären Situation der Gefangenen könne er nichts ändern. Aber sie zu besuchen und damit ein wenig Abwechslung in ihren tristen Alltag zu bringen, ist mehr als eine Streicheleinheit für die Seele. Und eine andere Sicht auf das Ende eines Krimis. (jo)

Infos:

www.rzuser.uni-heidelberg.de/~z07/knast-arbeitskreis.html



Foto: rl

Mit Gott auf ihrer Seite: Am „Faulen Pelz“ ist seelische Fürsorge nicht weit.

Heidelberger Liederfrühling

Trockener Humor ist Trumpf beim 4. Chansonfest

Vom 2. Mai bis zum 18. Juni veranstaltet das Kulturfenster gemeinsam mit dem Verein „Festival der Lieder“ das vierte Chansonfest in Heidelberg. Unter dem Motto „Schöner Lügen“ bietet die heimelige Bühne in Bergheim etablierte Größen und (noch) unbekannte Perlen des neuen deutschen Chansons.

Zu letzteren zählen Tim Fischer singt am 29. Mai sich Marion Scholz, Holger Edmaier und Pianist Benny Seipel aus Köln. Besser bekannt als „Duotica“ wurden die drei letzten Freitag mit ihrem Programm „Nachtschattengewächse“ nach vier Zugaben kaum noch von der Bühne gelassen. „Wir sind doch ziemlich erstaunt, bei unserem ersten Auftritt in Heidelberg vor fast ausverkauftem Haus spielen zu können“, so Marion Scholz.

Vom geplagten Schwulen-Single über Vamp-Vampire, Ordens-

schwestern und mordende Nutzen verkörperte das Duo mit Pianist phasenweise sehr gelungen überdreht etliche Gestalten, die ihr Leben in die Dunkelheit verlegt haben. Ein mutiger Höhepunkt: die Kombination von Mozarts „Türkischem Marsch“ mit der Choreographie von 0190-Nummerndamen.

Das Festival hat bis Mitte Juni noch fünf

hochkarätige Veranstaltungen zu bieten. Besonders erfreulich für Veranstalter Roger Back-Ueltzhöffer: Tim Fischer „singt Kreisler“ am Samstag, 29. Mai in der Musik- und Singschule.

Das Heidelberger Chansonfest – genau das Richtige für die nassen Frühlingstage. (olr)

Kulturfenster e.V., Kirchstr. 16, 69115 Heidelberg, ermäßigter Eintritt: 8 Euro, Karten unter 06221/13748-78 und im Internet: www.schonerluegen.de



Bären-Treff[®]
Der Fruchtgummi-Laden
Heidelberg • Heugasse 1
Tel. u. Fax 06221/164209

NEU • NEU • NEU
Fruchtsaft ohne Farbstoff

In aller Munde ...

www.baeren-treff.de heidelberg@baeren-treff.de

heidelberger
zeitgeschichte

Zum Jazzen in den Keller gehen



Foto: rl

Das Foto ist ziemlich vergilbt. Nach 50 Jahren ist nichts anderes zu erwarten. Die darauf tanzenden Studenten sind schick gekleidet. Die Herren in Anzug und Krawatte, die Damen mit Rock und Bluse. Wer sich das Bild heute anschaut, kann kaum glauben, dass sich die jungen Leute im Cave 54 befinden. „Damals war es ganz normal, sich so zu kleiden.“ Lächelnd legt Bodo Schütt das Foto in die selbst gebastelte Cave-Mappe zurück. Während seines Studiums war der pensionierte Rechtsanwalt ein begeisterter Cavianer, gehörte aber nicht zu den Mitgliedern der ersten Stunde.

Begonnen hatte alles im Februar 1954. Damals kamen neun Jazzliebende Studenten zusammen, um nach dem Vorbild des französischen Existenzialismus einen „Verein zur Pflege studentischer Geselligkeit“ zu gründen. Das Cave 54 verstand sich als Alternative zur damaligen Studentenverbindungszone. „Burschenschaftler und Chorknaben waren nicht erwünscht.“ Dennoch konnte nicht jeder Studierende Mitglied werden. Um in den Besitz des begehrten Mitgliedsausweises zu kommen, war ein Gespräch mit dem Aufnahmekomitee unumgänglich. Die Leidenschaft für Jazz war natürlich vorausgesetzt, aber man musste auch Fragen zur Lebenseinstellung und -philosophie beantworten.

Die Räumlichkeiten waren schnell in der Krämergasse 1 gefunden. Alten Sperrmüllstühlen wurden die Beine abgesägt und anschließend bunt bemalt. „Beim Eröffnungsabend war die Farbe noch nicht trocken und die Anwesenden mussten Zeitungspapier dazwischen legen, wenn sie sich setzten“, schmunzelt der alte Cavianer Schütt.

Sechsmal in der Woche konnten die Studenten ins Cave 54 kommen, um Schach zu spielen oder zu diskutieren. Vor allem aber kamen sie wegen

des Jazz. Neben bekannten Jazzgrößen wie Louis Armstrong oder Ella Fitzgerald spielten (und spielen) auch Studenten spontane Jam-Sessions. „Tanzen zur Schallplattenmusik? Das machte man nicht“, erinnert sich Schütt.

Vieles hat sich im Laufe der Jahre seit der Gründung verändert, doch das besondere Lebensgefühl ist geblieben. Jenseits der heutigen Musiktrends zieht der Jazzclub immer noch viele Besucher an. Jazz-Jam-Sessions finden nur noch Sonntags statt. Unter der Woche gibt es dafür alte und neue Discomusik aus der Stereoanlage. Außerdem finden regelmäßig Bread&Blues und Funk-Soul-Rock-Konzerte im Gewölbekeller statt.

„Für ein paar Euro kann jeder im Cave schon sehr gute Bands erleben“, hebt der Geschäftsführer, der von allen nur Timmy genannt wird, das Besondere am Jazzkeller hervor. Auswahlgespräche muss niemand mehr fürchten, eine „Tagesmitgliedschaft“ kann jeder erwerben. Der ausschließlich studentische Club früherer Tage hat einem buntgemischten Publikum Platz gemacht. „Man kommt nicht, um zu sehen und gesehen zu werden, sondern um Spaß zu haben“. Timmy glaubt in der besonderen Atmosphäre das Erfolgsgeheimnis zu erkennen. In den 25 Jahren, in denen er schon dabei ist, hat er viel erlebt. Nicht ohne Stolz berichtet er wie Frank Zappa oder Helge Schneider neben den vielen Jazzgrößen als Gäste ins Cave kamen, um dort in aller Ruhe ihr Bier zu genießen.

Dieses Jahr wird der älteste Studenten-Jazzclub Deutschlands 50 Jahre alt. Mit einem Festakt am 11. September soll dies nun auf dem Heidelberger Schloß gefeiert werden. Die Cavianer laden zu einem Festival ein, auf dem voraussichtlich namhafte Bands wie die Yard Birds und The Animals spielen werden. (nil, pt)

UPSTAIRS
Großer Wok

Chinese Fast Food
- Fast and affordable -
You can't beat it!

Eine Portion Hauptspeise gratis	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Gutschein
	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	
Eine Portion Hauptspeise gratis	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Gutschein
	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	Stempel	

Heidelberg:
Bergheimer Straße 1a
Bergheimer Straße 7

Wiesbaden:
Friedrichstraße 55
Faulbrunnenstraße 7



Foto: Franz Schlechter

Frazen des gewöhnlichen Terrorismus, gespiegelt im alltäglichen Wahnsinn. Handlungsunfähig erstarren die Darsteller - ein Symbol für die Machtlosigkeit angesichts globaler Bedrohung?

Internationaler Bühnenterror

Der 20. Heidelberger Stückemarkt hochpolitisch

Terror beginnt im Kopf. Nicht die Angst vor medienmächtigen Gewaltakten, zerberstenden Hochhäusern oder geheimnisvollen Gasen in der U-Bahn treiben die verlorenen Gestalten um, sondern der alltägliche Wahnsinn raubt ihnen den Nerv.

„Terrorismus“ von den Brüdern Presnjakov eröffnete den diesjährigen Heidelberger Stückemarkt, der vom 7. bis 16. Mai stattfindet.

Die Protagonisten in dieser Welt aus Verzweiflung, Kummer und Hoffnungslosigkeit bleiben allesamt ohne Namen, Sinnbild für die Beliebigkeit dieser Schicksale. Da gibt es einen schmerzbäuchigen Liebhaber, dessen Geist sich vom welken Fleisch terrorisiert sieht. Das tägliche Mobbing treibt eine Sekretärin in den Selbstmord und auch beim Militär bleiben gezielte Feindseligkeiten nicht aus. So vielfältig diese Gewaltakte auch sind, so einfach ist die Botschaft, die die Brüder Presnjakov übermitteln wollen: Terror ist überall und jeder ist Täter und Opfer zugleich.

Die Gewinner des Autorenpreises vom Vorjahr feiern mit ihrem Stück im Maxim Gorki Theater in Berlin rauschende Erfolge. Die Moskauer Inszenierung ist sogar zu den Wiener Festwochen eingeladen. Das liegt sicher auch daran, dass „Terrorismus“ so gut in die heutige Welt passt. Hektisch, unruhig und ein wenig zerfahren wirkt das Stück. Dazu kommen noch reichlich Trockeneisnebel, Blümchentapeten, wummernde Ibiza-Partymücke und eine flotte Stewardess, die den Zuschauer durch die Inszenierung führt. Somit ist schon fast der Begriff „Gesamtkunstwerk“ angebracht, doch dafür fehlt „Terrorismus“ der entscheidende Funke, der irgendwie nicht überspringen will.

Zu bemüht wirken viele der Gags, zu flach und schablonenhaft sind einzelne Szenen geraten. Wer heute noch Sekretärinnen als über-schminkte Dekorationsgegenstände darstellt, die sich lieber der Maniküre als der Arbeit widmen, der ist in einem Klischee stecken geblieben.

Warum einige Personen offensichtlich am Tourette-Syndrom leiden, das mit unkontrollierten Zuckungen einhergeht, bleibt unklar.

Gerhard Palder als zentraler Charakter und somit Träger des roten Fadens erweist sich als perfekte Besetzung. In seinem grauen Gesicht spiegelt sich Hoffnungslosigkeit, kein Funken Zuversicht ist ihm geblieben. Auch Gunnar Blume brilliert als cholischer Chef und schafft es mühelos, alle Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

So endet „Terrorismus“ mit einer überraschenden Wendung, die Rätsel aufgibt. Und schon ist der Zuschauer Teil des Terroraktes – als Opfer dieses heimtückischen Anschlags auf die eigenen Gehirnwindungen schleicht er nach Hause und erfährt so, dass Terror wirklich im Kopf beginnt. (dok)

Weitere Theaterkritiken unter www.ruprecht.de
Das komplette Programm unter www.theaterheidelberg.de

Schwarzbuch des Alltagslebens

Sibylle Berg seziert die ganz normale Hoffnungslosigkeit der Welt

Atemlos aneinander gereichte Gedankenketten, O-Töne von Schafen, kleinen Menschen, alten Geschwüren oder Professoren. Die Heldin des Buches heißt „die Heldin“ und packt den Leser am Ärmel, um ihm leise und fast inatona-tionslos schlichte, nackte Wahrheiten ins Ohr zu flüstern. Sie fesselt ihn mit einem vertrauten wie schonungslosen Wir an sich, versperert ihm dabei alle Fluchtwege.

Es ist ein Lesen, das vielmehr ein Zuhören ist, einhergehend mit Erkenntnissen und Einsichten, mit einem „Erstauntsein“ und einem „Gestehenmüssen“. Vermeiden

lässt sich all das nicht. Bergs Worte sind von einschneidender Schärfe, jeder Satz bis zum Anschlag verdichtet. Ihre Wahrheiten überraschen nicht durch neue Inhalte. Sie kommen nur unerwartet und treffen wie Geschosse aus unmittelbarer Nähe.

Die Hoffnung auf ein gutes Ende stirbt Seite um Seite. Die Heldin ist „so um die 40“ und lebt in einer deutschen Stadt, die wirkt, „als wäre sie komplett besoffen“. Ihre Welt geht unter, schleppt sich in eine Richtung, von der sie glaubt, dass sie „vorwärts“ heißt. Sie steht aber kurz vor dem

Abgrund. Und das ist das Beste, was der Heldin je passiert ist.

„Ende gut“ ist der fünfte Roman der Autorin, die Optimisten nicht verstehen kann und darüber hinaus Theaterstücke verfasst.

Schwarzmalerei ist jedoch keine Geisteshaltung der Wahl-Schweizerin. Ihre exakten Alltagsbeschreibungen kopf- und leibloser Mitmenschen sind gerade wegen ihrer Präzision unangenehm und dabei keineswegs übertrieben. O-Ton Sibylle Berg: „Die Menschheit ist schon immer Scheiße gewesen.“ (vf, olr)

Sibylle Berg:
Ende gut.

Kiepenheuer&Witsch, Köln 2004,
335 Seiten, 19,90 Euro.

Trinidad
Schnöselfreie Zone
think globally - drink locally

outdoor adventure climbing alpin & more...
globetrotter outfitter
Plöck 73 69117 HD - Tel: 165484
Mo-Fr: 10-19Uhr Sa: 10-15 Uhr

ÄNDERUNGSSCHNEIDEREI
SETENAY
Mo. - Fr. 10:00 bis 13:00
14:00 bis 18:00
Sa. 10:00 bis 13:00
Plöck 10
69117 Heidelberg
Tel. 0 62 21 / 61 61 54

Bushs Solo-Tour zu Ende?

USA-Botschafter Wolfgang Ischinger zweifelt

Sein erster Arbeitstag begann um 7:45 Uhr und dauerte genau eine Stunde und drei Minuten. Um Viertel vor Neun kracht American Airlines Flug Nr. 11 in den Nordturm des World Trade Centers. Der 11. September 2001 ist für Botschafter Wolfgang Ischinger bis heute die prägende Katastrophe für die USA nach dem Ende des Kalten Krieges.

„Ein ähnlich einschneidendes Erlebnis gab es für Europa im November 1989. Mit dem Zusammenbruch des Ostblocks entstand aber ein optimistisches Grundgefühl. In Amerika ist ‚9/11‘ hingegen das große nationale Trauma.“

Für den „Praktiker der internationalen Beziehungen“ stellt sich zur Zeit vor allem eine Frage: Geht der amerikanische Alleingang, der seinen Höhepunkt im Irak-Krieg fand, nun zu Ende?

Seine Antwort gab der Botschafter vergangene Woche auf Einladung des Heidelberg Center for American Studies (HCA) in der Alten Aula der Universität. Und seine Antwort fällt vorsichtig aus.

Er sei sich nicht sicher, aus welchen Gründen die USA eine Zusammenarbeit mit der internationalen Staatengemeinschaft wieder aufnehmen wollten. „Mir scheint dieser Wille eher eine Taktik zu sein.“

Letztendlich sei die Frage nach der Ursache für die Kooperation aber egal, denn „wichtig ist, was am Ende rauskommt“. Ischinger ist sich sicher: „Die Denkschule des Neokonservatismus verliert in Amerika an Boden.“ Gleichzeitig warnt er vor den Hoffnungen auf eine „transatlantische Idylle“ und

stellt klar: „Es wird keine reibungs-freien Verhältnisse über den Atlantik geben“. Es sei unrealistisch, eine Verabschiedung des Kyoto-Protokolls oder ein Placet zum Internationalen Strafgerichtshof zu erwarten. „Die Tendenz des amerikanischen Senats, internationale Verträge mit bindender Wirkung für die USA zu ratifizieren, geht gegen Null“, sagt Ischinger.

Er wollte eigentlich Völkerrechtsprofessor werden, gesteht der 58-jährige im *ruprecht*-Gespräch. Nach dem Jura-Studium in Deutschland und der Schweiz ging Ischinger nach Harvard. Von 1973-75 arbeitete er bei der UNO und wechselte anschließend in den diplomatischen Dienst. „Ich habe das bisher keinen einzigen Tag bereut.“

Auch nicht zu Zeiten der Irak-Krise, als von einem deutschen Duz-Freund nicht mehr viel übrig geblieben war? „Bush nennt Gerhard Schröder auch beim Vornamen. Die Beziehung der beiden Chefs ist wieder sehr gut. Wenn es da Schwierigkeiten gegeben hat, dann sind sie überwunden.“

Der geborene Nürtinger lebt seit drei Jahren in Amerika. Beeindruckt ist er – wie so viele – vor allem vom „ungebrochenen amerikanischen Grundoptimismus“.

Er bedauere es häufig, „mit welcher Trauer in der Stimme viele Deutsche die angeblich großen Probleme in Deutschland besprechen.“ Er sehe viel Händeringen und wenig aktivistischen Optimismus. „Ein bisschen davon würde uns zur Zeit ganz gut tun.“ (olr)

vollständig auf: www.ruprecht.de

Hinter dem Objektiv

Steve McCurry und das perfekte Foto

Es gehört zum täglichen Brot eines Fotojournalisten, mit einem Augenblick alles sagen zu müssen. Aber was hat mehr Macht als ein Bild? Welche Menschen stehen hinter diesen Bildern? Sie reisen um die Welt, um ihre Geschichten zu erzählen.

Einer von ihnen ist Steve McCurry. 1950 in Philadelphia geboren, hat der Wahl-New Yorker mehr Krisenregionen gesehen als ein normaler Soldat. „Es sind Bilder, die Menschen einen Moment der Wirklichkeit zeigen und auch berühren. Man denkt nur an ein bestimmtes Bild, das einen bewegt hat.“

Bekannt wurde McCurry durch seine Fotos des pakistanischen Bürgerkrieges vor der russischen Invasion. Das Foto des afghanischen Flüchtlingsmädchens Sharbat Gula aus Pakistan (1984) zeigt die andere Seite seines Schaffens. Vielfach ausgezeichnet zählt es zu den bekanntesten Bildern der Welt. „Die Kraft des Mädchens berührte mich schon damals. Besonders die leuchtend grünen Augen faszinierten mich, ich konnte mir kaum vorstellen, welchen Einfluss dieses Bild auf meine Karriere nehmen würde.“ Seine ersten Erfahrungen sammelte McCurry auf einer Indienreise. „Ich lernte, auf den richtigen Moment für das perfekte Foto zu warten. Wenn die Menschen die Kamera vergessen, beginnen sie in den Bildern zu leben.“ 17 Jahre später machte er das Mädchen für eine Dokumentation wieder ausfindig. Lächelnd denkt er an den Moment des Wiedersehens zurück. „Sie hatte immer noch dasselbe Feuer in den Augen wie damals, nur ihr Gesicht war sichtlich gealtert.“

Auch nach all den Jahren ist er

seiner Leidenschaft nicht müde. „Gerne würde ich ein Buch über das Leben der Menschen mit und um das Taj Mahal machen.“ Auch wenn er heute immer nur noch sehr kurz an den verschiedenen Orten weilt, will er das Besondere jedes Motives einfangen. „Fotografieren kann man lernen wie jedes andere Handwerk. Aber um Dinge zu schaffen, die Menschen berühren, bedarf es eines gewissen Talents. Mein Lieblingsbild

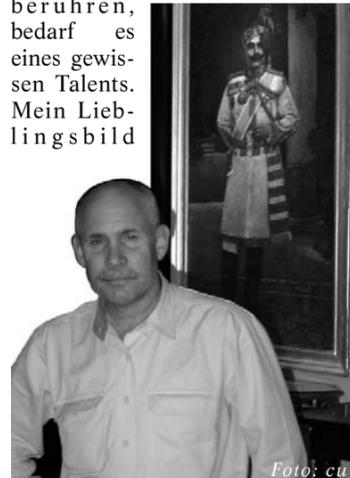


Foto: cu

entstand auf einer Taxifahrt durch Rajasthan, als sich eine Gruppe Frauen singend und betend zusammenstellte, um sich vor einem Sandsturm zu schützen.“

Nach all seinen Reisen ist Steve McCurry immer noch interessiert an Neuem, auch wenn dieses Interesse von scheinbarer Professionalität eines Fotografen manchmal überdeckt wird.

Trotzdem schafft er es auch heute noch, Bilder einzufangen, die Menschen berühren. (cu)

www.stevemccurry.com

to the movies



Van Helsing

Dracula sieht aus wie Bono und röchelt asthmatisch. Van Helsing stapft durch die Landschaft wie ein Klon aus Renegade und James Bond. Und die Schöne, die natürlich dabei sein muss, weil's sonst noch langweiliger werden würde, sie trägt auch bei eisigen Temperaturen ihr Dekolletée offen. Wie sich das gehört für Transsylvanien. Eben.

Transsylvanien also. Und damit ist schon alles gesagt: Die Handlung ist so schnell erzählt wie belanglos. Ein Vampir-Jäger mit Popstarallüren, bewundert und gefürchtet, reist im Auftrag des Vatikans (sic!) in die Berge und trifft dort die Schöne und den Röchelnden. Es folgt: Endkampf mit dem Ober-Vampir. Sich die Haut vom Leib reißend wie weiland Robbie Williams besiegt Van Helsing den Dracula und erobert natürlich auch das Siebenbürgische Silikonwunder. Gäääh. Dass dieser ganze Kino-Schmu am Ende fast in eine Art Romeo-und-Julia-Parodie abrutscht und der Held seine Angebetete verbrennen kann, wird zur großen Kitsch-Überraschung.

Dazwischen bedient sich Regisseur Steven Sommers munter bei einem Dutzend guter Filme, um seiner banalen Geschichte ein wenig Unterhaltungswert zu geben und setzt auf Special-Effekte, ohne die ein mit großen Werbeplakaten zum Blockbuster stilisierter Film wohl nicht auskommt. Es blitzt und donnert über den unheimlichen Weiten Transsylvaniens. Und immer wieder stürzen sich die schönen Frauen von den Mauern in die Tiefe, nur um sich im Flug in Vampire zu verwandeln. Allein das: Sehr ästhetisch. Und dann lachen sie, lachen wie auf Ecstasy – schrill und krächzend. Und Dracula röchelt noch bis kurz vor Ende. Dann ist alles gut. **(wen)**

Harmonie / Lux



Human Nature

Die Natur des Menschen – die macht der verschrobene Wissenschaftler Nathan (Tim Robbins) vor allem an der korrekten Benutzung des Tafelsilbers fest. So gesehen ist Nathans neuestes Forschungsobjekt Puff (Rhys Ifans) alles andere als perfekt: Aufgewachsen im Glauben, ein Affe zu sein, ist er ein wildes Wesen, das nur äußerlich an einen Menschen erinnert. Was für eine Herausforderung, das unzivilisierte Naturkind in einen hummergabelschwenkenden Intellektuellen zu verwandeln! Doch Puff findet Nathans Freundin, die enorm behaarte Lila (Patricia Arquette) wesentlich schärfer als jedes Steakmesser und schon wird die Geschichte mehr als haarig.

Gleich einem mehrgängigen Menü werden die bizarr anmutenden Hintergründe der Charaktere beleuchtet, doch leider ist die Menüfolge wenig überzeugend. „Human Nature“ ist ein wirrer Eintopf grotesker Kurzgeschichten. Michel Gondry (Regie) Wurzeln liegen im Musikvideogeschäft – und dessen Drei-Minuten-Ästhetik ist die ideale Grundlage für ein zum Einheitsbrei geratenes Filmdebüt. **(dok)**

Bundesstart: 3. Juni 2004



Echte Frauen haben Kurven

Bunte Straßenzüge, Reklametafeln und singende Alte. Man wähnt sich in Südamerika, ist aber im mexikanischen Viertel von Los Angeles. Dort lebt Ana mit ihrer drei Generationen umfassenden Familie. Sie hat gerade die High School mit Auszeichnung abgeschlossen und ein Vollstipendium für die New Yorker Columbia University erhalten. Doch ihre traditionsverhaftete



Das Aufeinandertreffen zweier Generationen. Ana macht sich frei von den traditionellen Wertvorstellungen ihrer Mutter.

Mutter hat bereits andere Pläne. Im Nähereibetrieb der Schwester sind Arbeiterinnen ausgefallen. Die Kollektion muss termingerecht geliefert werden und so wird Ana entgegen ihren Willen zum Bügeln eingestellt.

In Mutter und Tochter stoßen zwei Welten aufeinander: Hier die traditionelle Wertschätzung von Haushaltsführung und Kindererziehung, dort die vom Alltag in Los Angeles geprägte emanzipierte Lebenshaltung. Selbstbewusst steht Ana zu ihrer Körperfülle, die sie auch gegen die stetigen Sticheleien der Mutter verteidigt. Sie geht sogar soweit, die ebenfalls beleibten



Elling – Nicht ohne...

„Dass alle Krokodilzüchter Pederesen heißen, ist doch allgemein bekannt, Mutter!“ Der norwegische Shootingstar Per Christian Ellefsen („Elling“, 2001) ist zurück, und diesmal mit Verstärkung. Gemeinsam mit seiner Mutter (Grethe Nordra) macht er sich auf zu neuen Abenteuern. Die bereits in die Jahre gekommene Dame wittert ihr eigenes Ableben und will vorher unbedingt noch nach Mallorca. Und das nicht nur wegen der schönen Landschaft, sondern vor allem um ihren hardcore-spätentwickelten Sohnemann endlich auf eigene Füße zu stellen.

Der Streifen aus dem hohen Norden ist eine liebevolle Mischung aus „Ballermann 6“ und „Ödipussi“ – allerdings ohne unangenehme Fäkalienwitze, dafür mit einer großen Portion skandinavischen Humors. In seinem Heimatland sorgte der Film von Regisseurin Eva Isaksen für den erfolgreichsten Kinostart aller Zeiten und auch hierzulande hatte Elling die Lacher auf seiner Seite. An den ersten Teil kommt das Pendant zwar nicht heran – aber hätte das wirklich jemand erwartet? **(phe)**

Gloria Kino

Arbeiterinnen im Betrieb von der Schönheit ihrer Körper zu überzeugen. So fallen vor den entsetzten Augen der Mutter alle Hüllen. Von Freiheitsgefühlen übermannt wird die Arbeit beschwingt fortgesetzt.

Der Film zeigt die Abnabelung von Kindheit und Heimat mit Liebe zum Detail. Die Kamera begleitet Ana aus dem mexikanischen Viertel zur Schule in der Innenstadt und

verwandelt den Weg in eine Reise vom farbenfrohen Südamerika in den modernen Westen.

America Ferrera als Tochter Ana und Lupe Ontiveros als ihre Mutter bilden ein überzeugendes Mutter-Tochter-Paar und zeigen, dass nicht nur gertenschlanke Sexsymbole auf der Leinwand eine gute Figur machen. Die ausgezeichneten schauspielerischen Leistungen trösten über die etwas holprige, weil themenüberladene Handlung hinweg. Aber das ist nur ein kleines Manko eines sonst sehr erfrischenden Filmes. **(jo, lub)**

Harmonie / Lux



Seit Otar fort ist

Das Leben in Tiflis ist nicht einfach: Frauen aus drei Generationen wohnen in demselben Haus zusammen und schlängeln sich durch die prekäre Situation des postsowjetischen Alltags. Mutter Marina, ehemals Ingenieurin, verscherbelt auf einem improvisierten Marktplatz Wertgegenstände, Tochter Ada ist trotz eines erfolgreichen Studiums auf Jobsuche und Oma Eka plagt die Sehnsucht nach dem Sohn Otar, der im fernen Paris schwarz arbeitet.

Das harte Leben als illegaler Einwanderer endet für Otar tragisch. Er fällt von einem Baugerüst und ist sofort tot. Ada und ihre Mutter erfahren von dem Unglück. Der Großmutter wird die Nachricht vorenthalten. Somit lebt Otar in dem Bewusstsein der Familie weiter.

Dokumentarregisseurin Julie Bertuccelli zeichnet in ihrem ersten Spielfilm das schwere Leben der Angehörigen von Auswanderern nach, wobei sie vor allem den familiären Zusammenhalt in den Vordergrund stellt. Trotz eines einfühlsamen Erzählstils fehlt in Schlüsselmomenten die dramaturgische Tiefe, die dem Film ein ausdrückliches Prädikat verliehen hätte. **(maz)**

Kamera

Cine Latino-Lover

Südländisches Temperament im Karlstorkino

Bereits zum vierten Mal startet am 7. Mai das kleine, aber abwechslungsreiche Filmfestival „Cine Latino“ im Kino des Karlstorbahnhofs. Bis 19. Mai steht das kubanische Kino im Mittelpunkt der Veranstaltung.

Der kubanische Film gehört seit den Tagen der Revolution 1959 zu einem der wichtigsten Aushängeschilder der staatlichen Kunstförderung. Filme wie der surrealistische „La Vida es silbar“ oder die kubanisch-sowjetische Koproduktion „Soy Cuba“, die noch zu Zeiten des Kalten Krieges in kultureller Zusammenarbeit der beiden sozialistischen Staaten entstand, sowie der Kinohit „Suite Habana“, der 2003 bei dem internationalen Filmfestival in Havanna alle Preise in den Hauptkategorien kassierte, zeugen von einer Filmindustrie, die in der lateinamerikanischen Welt eine Vorreiterrolle einnimmt.

Neben kubanischen Filmen werden sehenswerte Streifen aus Lateinamerika gezeigt: Der brasilianische Kino-Hit „Contra todos“, der im gleichen Atemzug mit „City of God“ genannt wird, erzählt die Geschichte zweier Auftragskiller, die in den Vororten von São Paulo ihr Unwesen treiben und damit den Grundstein für ein neues Leben zu setzen suchen. Der Dokumentarfilm „Das Land der 100000 Witwen“ wirft ein Licht auf die Angehörigen der Opfer, die in Guatemalas Bürgerkrieg von 1960 bis 1996 starben.

Der mexikanische Dokustreifen „Recuerdos“, der im Beisein der Regisseurin Marcela Arteaga am 14. Mai gezeigt wird, zeichnet Leben und Opfer im spanischen Bürgerkrieg nach. Damit geht das Festival auch auf den letzten Trend des lateinamerikanischen Films ein: Immer öfter werden ausgezeichnete Dokumentarfilme produziert. **(maz)**

„Cine Latino“ im Karlstor:
7. bis 19. Mai.

Fixstern am Filmfirmament

Ein Rückblick auf Kubricks Werk in Frankfurt

Wenn Filme ein Universum für sich sind, dann war Stanley Kubrick einer der hellsten Sterne. 50 Jahre lang hat er zeitlose Meisterwerke wie „2001: Odyssee im Weltraum“ oder „Spartacus“ geschaffen und damit seine Zuschauer immer wieder in andere Dimensionen entführt. Das Filmmuseum Frankfurt widmet nun in Kooperation mit dem Deutschen Architekturmuseum dem Visionär der bewegten Bilder eine umfassende Ausstellung.

Doch zu Beginn dieser beispiellosen Karriere bewegten sich die Bilder noch nicht: Kubrick arbeitete als Fotograf für das amerikanische Magazin „Look“, bevor er 1953 seinen ersten Spielfilm „Fear and Desire“ drehte. Produktionsnotizen, Fotos und Originalrequisiten illust-

die Replik der Korova-Milchbar und zahlreiche Merchandisingartikel. Besonders interessant sind die vielen Produktionsskizzen zu „2001“. Detailverliebt wird in feinen Pinselstrichen das entworfen, was als wegweisende Visualisierung eines LSD-Trips in die Filmgeschichte einging. Auch die ersten Anfänge des „Product Placement“, der Vermählung von Kunst und Kommerz, werden hier ausführlich dokumentiert.

Doch auch Kubricks Auseinandersetzung mit dem Krieg und die daraus resultierenden Filme werden eingehend gewürdigt. „Born to Kill“ steht auf dem Helm aus „Full Metal Jacket“, in Kubricks Fall müsste es allerdings „Born to Film“ heißen. Leider konnte er sein letztes



Foto: Stanley Kubrick Estate

Stanley Kubrick während der Dreharbeiten zu 2001: A Space Odyssey (2001: Odyssee im Weltraum, GB/USA 1965-68).

rieren diese frühe Schaffensperiode bevor ihm mit „Spartacus“ der internationale Durchbruch gelang. Nach diesem Erfolg wagte sich Kubrick immer wieder an umstrittene Projekte wie „Lolita“ oder „Uhrwerk Orange“. Briefe von Kirchenvorständen oder besorgten Eltern, die ihm Gewaltverherrlichung oder Darstellung sexueller Perversion vorwerfen, sind in dieser Ausstellung ebenso zu finden wie

Meisterwerk nicht vollenden und so zeugen nur Produktionsskizzen zu „A. I.: Künstliche Intelligenz“ von dem unglaublichen schöpferischen Talent eines Mannes, der nicht nur seine eigenen Träume verwirklichte, sondern seinen Zuschauern mit seinen Filmen ein Stück dieser Träume schenkte. **(dok)**

Weitere Infos:
www.stanleykubrick.de

LATINUM GRAECUM
Intensivkurse in Heidelberg
Unterricht und Prüfung in den Semesterferien
REPETITORIUM
Dr. Jörg Maurer
Telefon 0 62 21/37 38 84 oder 0721/81 59 60

AIDS-Hilfe Heidelberg e.V.
Untere Neckarstr. 17
69117 Heidelberg
06221-19411
Anonyme Beratung zu HIV/AIDS
Montag: 13-15 Uhr
Mittwoch: 18-20 Uhr
Freitag: 13-15 Uhr

on the records

Prince

Musicology



Prince hat Frieden geschlossen. Mit seinem Namen, der Plattenindustrie, seinem Leben und spielt wieder mit. Nach Jahren voller verschrobener Spinnerei unter einem Symbol als Namen, dem Krieg mit seiner Plattenfirma Warner, einer Heirat, Fehlgeburt und einer Scheidung wurde es lange still um den Ausnahmemusiker aus Minneapolis. Die letzten Jahre nutzte er für musikalisch höchst interessante, kommerziell aber völlig erfolglose Projekte.

Jetzt ist er wieder da. Und alle Kritiker, die ihn vorher wegen seiner Extravaganzen belächelt haben, tragen ihn auf Händen, denn „Musicology“ ist ein eindrucksvolles Album. Nicht nur weil es richtig gut ist, sondern weil die kritische Musiköffentlichkeit endlich bemerkt, dass der 45-jährige noch lange nicht zum alten Eisen gehört. Prince beherrscht über 30 Instrumente, komponiert, arrangiert und produziert alle Songs selbst. Während die Sterne der anderen großen „Alt-Popstars“, wie Madonna und Michael Jackson langsam musikalisch verblassen, strahlt Prince heller als je zuvor. Merkwürdig, dass dieses Licht erst mit „Musicology“ gesehen wird.

Das Album knüpft dort an, wo er Ende der 80er mit „Sign ‘O’ The Times“ aufgehört hat. Es ist eigentlich kein Meilenstein. Prince war in den letzten Jahren nie untätig. Über seine Internetplattform veröffentlichte er kontinuierlich musikalische Perlen. Wegen seiner Aversion gegen Plattenfirmen, als deren Sklave er sich einst bezeichnete, erfuhren eben nur treue Fans davon. Dennoch ist „Musicology“ etwas Besonderes. Mit 45 Jahren meldet sich der „Prince of Pop“ eindrucksvoll zurück. Die Singleauskopplung „Musicology“ ist seine beste Single seit 15 Jahren und ist sich zu Recht auf dem Siegeszug durch die Charts. Man möchte „Music is coming home“ jubeln, denn der einzig wahre Prince of Pop ist wieder da. Funkige Jams, gefühlvolle Balladen, anschniegsame Up-Tempo-Nummern – alles dabei. Keine schnell und billig produzierte Massenmatsche, mit der man sonst so oft beworfen wird. Anhören und weinen vor Freude, dass es so etwas wieder gibt. (rl)

Agnetha Fältskog

My Colouring Book

Im April 1974 gewinnen ABBA mit „Waterloo“ im englischen Brighton den Grand Prix d'Eurovision. Fast genau 30 Jahre später veröffentlicht Agnetha Fältskog „My colouring book“, ihr viertes Soloalbum. Fältskog interpretiert darauf persönliche Lieblingslieder in für den Hörer überwiegend neuem Gewand.

Ein buntes Gewand ist es. Einigen Songs steht dieser neue Look nicht übel. „What now mylove“ erinnert mit seinem treibenden Schlagzeug an U2 zur Blütezeit des „Joshua Tree“. Ein Vorhang tut sich auf, ein Rennen, dass den Hörer bis zuletzt fesselt.

Anderes, wie „Remember me“, schrammt nahe am deutschen Schlager vorbei. „When I walk in the room“ zitiert im Intro Geldorfs „Do they know it's Christmas“. Der in „Fly me to the moon“ investierte Jazz trägt schwer an der Schwüle dieser Version.

Bisweilen ist die Produktion zu gut gemeint, ist am Ende aber von allem ein wenig zu viel. „Das dazwischen, das Nichtgespielte, hat eigentlich die Musik ausgemacht“, beschrieb Helge Schneider Count Basie. So ist es am Ende die Piano-Ballade, die in Erinnerung bleibt, „Sometimes when I'm dreaming“. Auf gut 40 Streicher wird auch hier nicht verzichtet, doch ist es die Fältskog, die bewegt „I'm sailing away, now I'm on my own. Alone.“

Vier Jahre habe die Sängerin an dem Projekt gearbeitet, allein ein Jahr dauerte die Suche nach geeigneten Stücken. Entstanden ist eine interessante Platte, auf der noch um manche Ecke ABBA lugt. (sek)

Diana Krall

The Girl In The...

Oh yes, baby! Just bevor die Kanadierin als Norah Jones-Urfassung hinter den Tresen schummriger Cafés zu versauern drohte, brachte sie mit „The Girl in The Other Room“ endlich das Album heraus, das wirklich zeigt, was in ihr steckt. Vielleicht muss man (mit Ausnahme von Joss Stone) tatsächlich ganz unten gewesen zu sein, um den Blues zu fühlen. Diana Krall war ganz unten. Im Mai 2002 stirbt ihre Mutter an Krebs, kurze Zeit darauf eine gute Freundin, ebenso ihr langjähriger Mentor, Bassist Ray Brown. Zu guter Letzt trennt sie sich von ihrem Freund.

Auf der anderen Seite heiratete sie im Dezember 2003 den englischen Folk-Punk-Poprocker Elvis Costello. Und das tat ihr gut. Das ausgewogene Mischverhältnis von ersten Trauer- und Lachfalten im Gesicht der 39-jährigen findet sich auf der Platte wieder. Die Hälfte der Songs hat sie selber komponiert, während Elvis im gemeinsamen Haus auf Vancouver Island ihre Texte überarbeitete.



Die Coverversionen unter anderem von Tom Waits und Joni Mitchell lohnen sich, doch ihre wahre Größe entfaltet Krall in den eigenen Songs. Sie will weg von den romantisch-verklärten Kaffeehaus-Stücken früherer Tage. Nomen est omen: Ein Track heißt daher auch „Abandoned Masquerade“.

Ihre eigenen Songs sind auf die schönste Art melancholisch. Daher sind die besten Teile des Albums zwei tieftraurige Stücke mit einem Funken Hoffnung auf eine lichtere Zukunft: Das gospelähnliche „Narrow Daylight“ und „Departure Bay“, das letzte Stück der Platte, eine Hommage an den Ort ihrer Kindheit auf Vancouver Island in Kanada. Dort verlobten sich ihre Eltern, dort verbrachte sie die erste Weihnachtsfeier ohne ihre Mutter. Die persönlichste Platte der Künstlerin und zweifellos die beste. (olr)

Jazzanova

...Mixing

Aus Berlin in die Clubs pulsieren der Metropolen: von Tokio bis Detroit haben Jazzanova bereits das Nachtleben mit gediegenen Elektro-Sets bereichert. Letztes Jahr machten sie mit dem ersten selbst produzierten Debüt-Album „In between“ Station in Heidelberg.

Seitdem werden die Jazzanova-Mitglieder auch als Liveband wahrgenommen, obwohl Jürgen von Knoblauch, Alexander Barck und Claas Brieler betonen, eigentlich „nur“ DJs zu sein: „Wir können doch alle kein Instrument spielen. Wir sind keine Live-Band.“

Die Berliner haben sich 1995 zusammengetan und angefangen, Tracks von ihren damaligen Idolen „Azimuth“, „4 Hero“, „Incognito“ und „U.F.O.“ zu mischen.



Internationale Aufmerksamkeit erregten Jazzanova 1997 mit der Nummer „Fedime's Flight“. Drehscheibe für den Klangkosmos von Jazzanova ist der Club Delicious Doughnuts in Berlin.

Dem fremden Material die eigene Note zu verleihen, mit eingespielten Instrumenten und ziemlich viel Percussionsinstrumenten, daraus besteht das künstlerische Schaffen der DJs. Das machen viele. Was machen Jazzanova anders?

Sie nehmen sich ganz viel Zeit für das Abmischen ihrer Interpretationen: Manchmal arbeiten sie im Kollektiv bis zu drei Monate an einem Song.

Ihre Philosophie erläutert Claas Brieler: „Wir benutzen als Inspirationsquelle viele Jazzplatten, Brasilplatten, Latinplatten, Boogie, Soul, Folk, Soundtracks und rocklastige, experimentelle Fusion-Sachen aus den 70ern. Wir versuchen, das in Formate umzusetzen, die heute benutzt werden: House, Drum'n'Bass, Jungle, Trip Hop und so weiter.“

Auf ihrem neuen Album „...Mixing“ kombinieren sie denn auch wieder Einflüsse aus tropisch warmen Regionen mit dem eigentlich eher kühlen Sound von DJ-Platten, Drum-Loops und Computerrhythmen.

Die 16 Tracks auf dem Album sind harmonisch aufeinander abgestimmt. Den Anfang machen schmackhafte Leckerbissen von den Plattentellern befreundeter DJs. „Let Your Heart be Free“ mit Gast-Sängerin Nicola Cramer ist sicher ein Höhepunkt. Der Allroundsong ist sowohl für die Tanzfläche als auch für Jazzliebhaber geeignet.

Insgesamt klingt das neue Album der Berliner angenehm und locker. Die meisten Songs entfalten beim Hören ihren eigenen Charme.

Trotzdem stellt sich das Gefühl ein, vieles davon schon einmal gehört zu haben. Die Platte ist ein hochwertiger Easy Listening-Spaß, dessen Fehlen im eigenen Plattenschrank aber nicht allzusehr schmerzen muss. (jes)

Phoenix

Alphabetical



Der erste Track des Albums ist Programm: „Everything is Everything“. Mit melancholischen Popmelodien und elektronischen Soundteppichen haben die beiden Franzosen von „Phoenix“ ein grandioses Album geschaffen. Leicht, gut verdaulich und trotzdem nicht langweilig.

Es ist ein Album für die bevorstehende warme Zeit des Jahres: Sehr anschniegssamer Sound, ein Gefühl von auf der Sommerwiese liegen, mit der Freundin im Arm in die Wolken starren, Wein im Kopf und leichter Brise auf der Haut. Manchmal schieben sich Wolken vor den gen Himmel gerichteten Blick und ein elektronisches Rhythmuswetterleuchten zieht über die in sanften Bass mit wohligen Synthesizerklängen und groovenden Gitarren gehüllte Wiese. Keine Blitze, nur ein wohliges Grummeln, der sparsame Einsatz elektronischer Spielereien hüllt den auf der mentalen Liegewiese liegenden Hörer ganz in das aural erschaffene Refugium. Manchmal denkt man, ein wenig Jamiroquai herauszuhören, aber dafür ist die Musik nicht tanzbar genug - allerdings äußerst groovy.

Während die ersten beiden Tracks „Everything is everything“ und „Run, run, run“ einen vielversprechenden Einstieg bieten, geht das Tempo bis zum letzten Track „Alphabetical“ langsam herunter.

Wie ein Abend auf der Neckarwiese: Man kommt an und ist von der Uni noch etwas genervt. Mit der einsetzenden Dämmerung und dem ersten Bierchen wird der Abend immer entspannter. Bis man zu den Klängen von „Alphabetical“ zu Hause einschläft.

Was der Hidden Track danach dann symbolisiert? Das Raushören wird sich lohnen. Entdeckt! (rl)

www.zelluloid.de

Folge 21 der Internetsoap

Verdammt, nur noch vier Euro in der Tasche, aber Samstagabend! Dann also keine Feier im Marstall. Zuhause bleiben und Videos gucken. „Alltag raus, Video rein!“ sagt die Werbung. „Nicht besoffen auf dem Fahrrad von der Spezialeingreiftruppe der Polizei erwischt werden“, sagt sich der Student. Doch was soll man gucken?

Wer also gerade mit VHS oder DVD zu Hause sitzt, sollte mal auf dieseher.de vorbeischaun. Hier findet sich eine ständig wachsende Liste von Schnitzern, die in fast jedem Film, vom Billig-Streifen bis hin zur Millionen-Produktion, zu finden sind. Als Klassiker seien hier nur erwähnt: die Digitaluhren in „Ben Hur“ und merkwürdige Kondensstreifen am „Gladiator“-Himmel.

Für Cineasten, die sich über Kürzungen und Beschneidungen von Filmgut ärgern, empfehlen wir schnittberichte.com. Auf dieser Seite werden zensurbedingte Schnitte

und Kürzungen aus kommerziellen und künstlerischen Gründen in Filmen von „American Psycho“ bis „Zombie“ vorgestellt.

Falls einen die Lust auf den Lieblingsfilm überfällt, man die altbekannten Visagen der Hauptdarsteller aber nicht mehr sehen kann, hilft brickfilms.com. Legomännchen spielen „Matrix“, „Macbeth“ oder Michael Jackson. Ein „Thriller“ made in Denmark ist köstlich.

Zum Schluss das besondere

Schmankerl für „Pulp Fiction“-Fans: Unter pyrrha.org/pulp findet ihr den Persönlichkeitstest mit „Pulp-Fiction-Faktor“. Bist du eher „Vincent Vega“ oder doch „Honeybunny“? (phe)

www.dieseher.de – Sammlung von Filmfehlern von A - Z.

www.schnittberichte.com – Zensur! Zensur! Zensur!

www.brickfilms.com – Legomännchen als Ritter der Kokosnuss und andere.

www.pyrrha.org/pulp – Vincent Vega, oder Jules Winfield?

20 Jahre Fitness - Wellness und Gesundheitsparlance

Sport Garten Heidelberg

SPORT in Gesellschaft

SPASS bei Bewegung

STIL durch Atmosphäre

GUARANTEED STUDENTENTARIF ab 36 €

Berghelmerstr. 147 69115 Heidelberg 06221 162044

www.sportgartenhd.de

Sawasdee

Thai-Bistro-Restaurant

Happy-Hour

(Freigetränk inklusive)

Montag - Freitag 15 Uhr - 17.30 Uhr

Hauptstrasse 183
69117 Heidelberg
Tel.: 06221/16 0376
www.thai-wokln.net

Putins unmündiges Reich Selbstzensur in Russland auf dem Vormarsch

Von **Viktoria Funk, Moskau**

Offiziell herrscht in Russland Meinungsfreiheit. Zensur und Reglementierung der Informationsverbreitung sind laut Gesetz verboten. In der Aufbruchstimmung Anfang der Neunziger begann sich eine breit gefächerte Medienlandschaft aus dem kommunistischen Einheitsbrei der Sowjetpresse zu formen, die sich in einem langwierigen Prozess aus der staatlich gelenkten Maschinerie löste. Bislang hat es die Presse jedoch nicht geschafft, den Status einer vierten Staatsgewalt einzunehmen. In Putins Russland entwickelt sich die Presse- und Meinungsfreiheit zunehmend regressiv.

Während das Fernsehen verstärkt wieder verstaatlicht wird, sind die Mehrheitsanteile der meisten Zeitungsverlage in der Hand der Oligarchen. Die Berichterstattung ist durch solche Verhältnisse je nach politischer Gesinnung des Verlagsbesitzers zwar regierungsunabhängig, frei ist sie aber keinesfalls. Eine Presse, die sich im Besitz von einflussreichen Unternehmern befindet, ist potenziell unbequem. Putins Machtkämpfe mit den russischen Oligarchen sind durchaus ein Versuch, den Druck zu kontrollieren, den unabhängige Medien auf seine Regierung ausüben könnten. Die Verhaftung von Michail Chodorkowskij, dem Besitzer des größten russischen Ölkonzerns Jukos, war auch durch das Bestreben motiviert, einen werdenden Medienmagnaten in die Schranken zu weisen. Der Jukos-Chef kaufte kurz vor seiner Festnahme die Zeitung „Moskowskije Nowosti“ und kündigte im

Vorfeld der Duma-Wahlen Ende 2003 an, oppositionelle Parteien publizistisch unterstützen zu wollen. Ein Infragestellen seiner Regierung lässt Putin nicht zu und Zweifel an seiner Politik werden durch größtmögliche Intransparenz ausgelöscht.

Im Zentrum dieser Vorgehensweise steht das leidige Thema des Tschetschenien-Konflikts. Fast keine Informationen sickern aus der Krisenregion durch. Sie ist vor allem für Journalisten Sperrgebiet. „Was in Tschetschenien wirklich passiert, weiß im Moment niemand“, berichtet Aleksej Simonow, Präsident der russischen Stiftung Glasnost. Die 1999 in Moskau gegründete Organisation beobachtet die Entwicklungen der Presse, klärt Journalisten über ihre Rechtslage auf und sorgt dafür, dass jeder Fall von Verletzung der Meinungsfreiheit veröffentlicht wird.

„Es gibt fast keine lesenswerte Presse in Russland, eine professionell arbeitende Presse existiert hier gar nicht“, so Simonow. Die Journalisten fühlten sich heute stark der Selbstzensur verpflichtet, sie sei zu einer festen Maxime im russischen Pressealltag geworden. Oft um den Preis der journalistischen Objektivität. „Die Selbstzensur ist eine sehr wichtige Eigenschaft. Wir sollten aber lernen, nicht das zu zensieren, was wir schreiben, sondern darüber nachdenken, wie wir schreiben“, fügt er hinzu.

Es ist eine fragwürdige Richtung, in die sich die sogenannte Meinungsfreiheit in Russland entwickelt. Ein Ende der Krise ist besonders nach Putins Wiederwahl nicht in Sicht.

Flotte Sprüche gegen Pubs Die „Brigades Antipubs“ schlagen zurück

Von **Sarah Elsing, Paris**

Pute ou pub? – Hure oder Werbung? Ahmed und Noémie sind sich einig: Ein Model, das sich für Werbezwecke hergibt, ist nichts als eine Nutte, die ihren Körper verkauft. Und da sie damit nicht nur sich selbst degradiert, sondern ihr Bild tausende Pariser Bürger belästigt, muss dagegen vorgegangen werden. Und zwar mit Filzstift und flotten Sprüchen auf den Plakaten, die die Werbebotschaft konterkarieren. Seit Oktober letzten Jahres ziehen allwöchentlich Kommandos der „antipubs“, wie die französischen Werbegegner sich nennen, durch die Pariser Metro und demonstrieren solchen „zivilen Ungehorsam“. „Wir kämpfen gegen ein ganzes System, das versucht, uns zu manipulieren“, bestätigt der 26-jährige Ahmed Meguini, Sprecher der „Spontanen antipub Bewegung“, während er „werben tötet“ auf eine C&A Reklame kritzelt.

Vorletzte Woche wurden Ahmed Meguini und Noémie Baroux unter großer Medienaufmerksamkeit zusammen mit sieben anderen Mitstreitern vor Gericht zu insgesamt 12.800 Euro Schadensersatz wegen Sachbeschädigung verurteilt. Die Betreibergesellschaft der Pariser Metro, RATP, hatte gar eine Summe von 922.000 Euro gefordert. Die restlichen 53 Angeklagten wurden aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Prominente Unterstützung erhielten die 62 Angeklagten vom Ex-Werbetexter und Skandalautor Frédéric Beigbeder, dessen Antrag, vor Gericht auszusagen, zum Bedauern der Presse nicht stattgegeben wurde.

Über die Bedeutung des Urteils ist man sich noch uneinig, denn wie so oft gratulieren sich beide Seiten zu einem exzellenten Ergebnis. Die individuellen Strafen von 400 bis 2000 Euro beeindruckten jedenfalls kaum jemanden. Noémie weiß, dass sie ihre Strafe sobald nicht bezahlen muss, weil sie nur den Mindestlohn verdient. „Das alles hält mich nicht davon ab, unsere Aktionen fortzuführen. Ich bereue nichts.“ Ahmed, der schon während des laufenden Prozesses zu neuen Aktionen aufgerufen hatte, fühlte sich durch das milde Urteil so beflügelt, dass er sofort nach Verkündung des Urteilspruches in der nächstgelegenen Metrostation

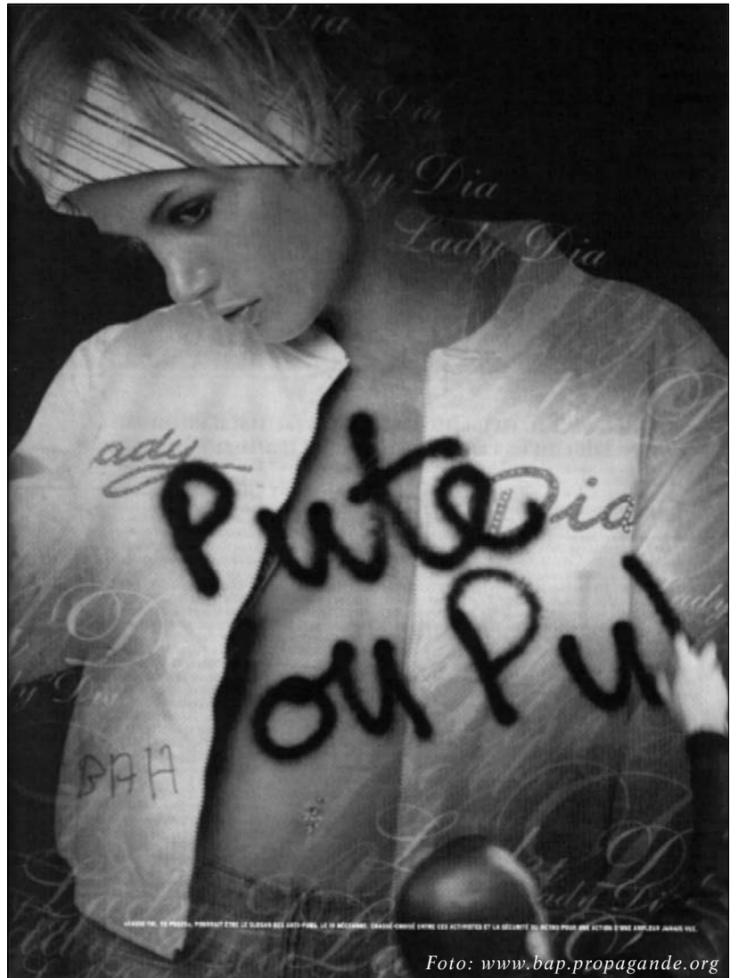


Foto: www.bap.propagande.org

Ist das Werbung oder Prostitution? Mit frechen Sprüchen wehrt man sich in Frankreich gegen die vermeintliche Übermacht der Werbung.

erneut den Filzstift zückte und so in Kauf nahm, nach einer gewaltigen Festnahme durch zivile Metrokontrolleure die erste Nacht in Freiheit doch wieder in Polizeigewahrsam zu verbringen.

„Der Prozess hat uns eine enorme Popularität verschafft. Der Staat hat sozusagen selbst Werbung für uns gemacht“, freut sich Alexandre Ramonet, Hauptorganisator der „Ersten Pariser Antiwerbungswoche“ zur Unterstützung der 62 Angeklagten. Während hitziger Versammlungen, teilweise hochkarätig besetzten Diskussionsrunden und Informationssendungen des offensiven Studentensenders „Radio Libertaire“ hatten die Pariser die Gelegenheit sich mit der Frage auseinander zu setzen, ob sie nur noch im Reflex, aber nicht mehr nach Reflexion handeln.

Die Erklärungen waren so radikal, wie sie bisher nur aus den Mündern wütender Globalisierungsgegner zu hören waren: „Werbung, sagen wir besser Propaganda, ist aggressiv, hässlich und unmoralisch. Sie schränkt mit ihren undemokratischen Methoden unsere Freiheit ein und manipuliert unseren Geist, unsere Wünsche und unser Verhalten. Sie versucht uns ihre lügnerische, kapitalistische Ideologie einzupflanzen“, ereifert sich Alexandre, Mitglied bei „Résistance à l'Aggression Publicitaire“, der

größten Antiwerbungsbewegung Frankreichs und verweist stolz auf ihr „gemeinschaftlich“ mit den „Brigades antipubs“ erarbeitetes „Manifest gegen das unterdrückerische System der Werbung“. Solche Töne erklären die Anlehnung an die linken Aktivisten der „Roten Brigaden“ der Siebziger und auch die Allianz der Werbegegner mit dem „Anarchistischen Bund“ und dem „Netzwerk für die Abschaffung des kostenpflichtigen öffentlichen Nahverkehrs“. Die „Casseurs de pub“, eine Vereinigung von Ex-Werbern, die versucht, ihren alten Berufszweig mit den eigenen Mitteln zu schlagen, distanziert sich von solcher Rhetorik. „Damit kommen wir nicht weiter“, sagt auch Beigbeder, prominentestes Mitglied des Clubs. Nachdem sich die Aufregung der letzten Wochen gelegt hat, sind die Filzstift-Kommandos wieder unterwegs, um für reflektierteren Konsum zu werben. Aber war die Aktion von Ahmed Meguini, direkt nach Urteilsverkündung weiterzukritzeln, nicht ein unreflektierter Reflex? Der 23-jährige Guillaume Pessar, Mitglied eines Kommandos der „Brigades antipubs“ ist da anderer Meinung: „Das war eine symbolische Aktion, die zeigen sollte, dass die Bewegung weitergeht. Wenn es sein muss, nehmen wir eben ein Abo beim Palais de Justice.“

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzzeitung, erscheint dreimal im Semester, jeweils Mitte Mai, Juni, Juli, beziehungsweise November, Dezember und Februar. Die Redaktion versteht ruprecht als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Die Redaktion trifft sich während des Semesters jeden Montag um 20 Uhr im Haus der Fachschaften, Lauerstraße 1, 3. Stock. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der/die AutorIn die Verantwortung. / **Herausgeber:** ruprecht e.V. / **V.i.S.d.P.:** Reinhard Lask, Werderstr. 13, 69120 Heidelberg / **HvD:** olr, rl, wen / **DvD:** dok / **Redaktionsadresse:** ruprecht, Lauerstr. 1, 69117 Heidelberg / **Tel./Fax:** 06221/542458 / **E-Mail:** post@ruprecht.de / **Druck:** Caro-Druck, Kasseler Straße 1a, Frankfurt am Main / **Auflage:** 10 000 / **Grafik:** olr, wen / **Werbelayout:** wro / **Finanzen:** rab /

Redaktion: Anne-Kathrin Draeger (ad), Johanna Shizuka Berg (jo), Rahel Bräuer (rab), Christina Brüning (cbr), Solveig Frick (fr), Viktoria Funk (vf), Dorothea Kaufmann (dok), Sebastian Krug (sek), Reinhard Lask (rl), Nina Lutz (nil), Gabriel A. Neumann (gan), Oliver Radtke (olr), Walther Rosenberger (wro), Fabian Erik Schlüter (üte), Jens Schupp (jes), Christian Underwood (cu), Stefanie Wegener (stw), Alex Wenisch (wen), Miguel Antonio Zamorano (maz) — **Korrespondenten:** Sarah Elsing (sel), Daniel Holl (hol), Andreas Glaser (gla), Johan Grußendorf (gru) — **Freie MitarbeiterInnen:** Bastian Barton (baba), Lucius Bunk (lub), Paul Heesch (phe), Franziska Hofmann (fh), Matthias Kugler (gio), Teresa Schulze (ter), Petruta Tatulescu (pt), Carola Wanke (cwa) — **Redaktionsschluss Nr. 90:** 1. Juni 2004 / **ISSN:** 0947-9570 / **Der ruprecht im Internet:** www.ruprecht.de

Ihr Service-Spezialist für Tinte, Toner, Papier & Co...

Tintenpatronen für Canon-Drucker
Serie 2000 / 4000 / S100 / S200 / S300 / S330 / i250 / i320 / i350 / i450 / i470 / i475 / kompl. Schwarz + Farbe **nur € 11,99**

Serie S400 / S450 / S500 / S600 / S800 / S900 / S9000 / i550 / i560 / i850 / i865 / i905 / i950 / i965
BJC 3000 / BJC 6000 / ab 4 Patronen / Stück **nur € 5,99**

Tinten-Tankstelle für Ihre leeren Druckerpatronen!!!

Tintenpatronen für Epson Stylus Color komplett Schwarz + Farbe ab € 20,-

Original- und Alternativ-Patronen für Canon / HP / Lexmark u.v.a.

€ 5,- Vergütung für Ihre leere Toner-Cartridge bei Kauf eines wiederbefüllten Toners!

Nachfüll-Kits für Canon / HP / Lexmark / Xerox... € 1,33!
Füllung einer Patrone im Starterset bei uns schon ab

Öffnungszeiten: Mo. - Do. 10.00 - 19.00 Uhr
Do. + Fr. bis 19.30 Uhr · Sa. 10.00 - 16.00 Uhr
Heidelberg · Rohrbacherstr. 6-8 · im Carré
Telefon 0 62 21 - 45 34 17 · Fax 0 62 21 - 45 34 19

HORN CITYSTORE Computerzubehör für alle Systeme zu Superpreisen!!!

25 JAHRE

KAYSERI IMPORT

Lebensmittelmarkt
Studentenrabat

ab 15 euro: 5 % ab 25 euro: 10 %

Bahnhofstr. 53a (im Hof) Tel.: 06221 / 16 88 33
69115 Heidelberg Fax.: 06221 / 16 44 17

Osama, wir sind bereit!

Das Krebsgeschwür des internationalen Terrorismus – es bedroht uns alle. In einem Geheimdokument plant das Rektorat der Ruperto Carola offenbar die Mobilisierung der Heidelberger Studentenschaft für den Kampf gegen den internationalen Terrorismus. Auszüge aus dem Geheimplan mit dem Arbeitstitel SUSPECT (State and University Securization Program Enforcing Counter Terrorism) wurden jüngst der Redaktion zugespielt. Demnach wird Rektor Hommelhoff Mitte Mai in einer „Blut, Schweiß und Tränen“-Rede versuchen, die Studentenschaft auf die Gefahren einzuschwören. Das Fazit: Nachdem sein unablässiges Wirken Studiengebühren bisher vermindert habe, sei es für die Studenten nun Zeit, sich erkenntlich zu zeigen. En passant ruft er alle Studenten dazu auf, aktiver Teil des Heidelberger Kampfes gegen den Terrorismus zu werden. „Es wird ein verlustreicher Kampf, aber einige von euch werden ihn durchstehen, so Hommelhoff hoffnungshomm, ähhh: -voll. Mittlerweile ist auch in der Fachwelt eine Kontroverse um die Pläne des Rektors entbrannt. Während sich die Kulturministerkonferenz wie immer nicht einigen konnte, artikuliert sich die Meinung führender Militär-experten als Aufschrei: „Das ist absoluter Blödsinn!“ Richtig, sagt auch ruprecht: Das ist absoluter Blödsinn.

Nachdem sie sich mit dem Kirchenlied „Ein Feste Burg ist unser Gott/Ein gute Wehr und Waffe/Sie hilft uns frei aus aller Not/Die uns jetzt hat betroffen“ an den Rand der Besinnungslosigkeit gesungen haben, beginnen Musik- und Architekturstudenten das Heidelberger Schloss wieder aufzubauen und in ein Bollwerk gegen den Terror zu verwandeln.

Heidelbergs Burschenschaftler machen mobil. Normannia und Konsorten folgen dem Ruf ihres patriotischen Herzens und gründen Selbstverteidigungsmilizen „Wider die terroristische Gefahr“. Unter ihrem Erdinger-Sonnenschirm und bei vertrauten Heimatklängen des „Naab Tal“-Duos rekrutieren sie vor der Triplex Hunderte Freiwillige –

meist Mediziner und Juristen. Erstere geben an, die Gotteskrieger mit chirurgischen Eingriffen neutralisieren zu wollen. Letztere folgen dem Ideal der wehrhaften Demokratie und wollen die Terroristen mit kiloschweren Gesetzeskommentaren bewerfen. Andere schwingen nur die Gesetzeskeule. Anhänger des neoliberalen Kettensägen-Kapitalismus aus den Reihen der Heidelberger VWLer erweisen sich in der Terrorismusbekämpfung ebenfalls als äußerst effizient.

Christian-Florian Luther, weitläufiger Verwandter des berühmten Reformators und Katholikenhasers Martin selig, tritt in die Fußstapfen seines Urahns. In einer Nacht- und Nebel-Aktion nagelt er 95 mutmaßliche Terroristen an die Tür der Heidelberger Peterskirche. Sein Motto: Lasset Thesen Taten folgen...



Eingemottete Schlachtschiffe der kaiserlichen Kriegsmarine werden von Warnemünde nach Heidelberg verlegt. Mit ihren gewaltigen 40-Zentimeter-Geschützen sind sie die ideale Waffe im Häuserkampf und zur punktgenauen Bekämpfung des Terrors in Heidelbergs Straßen geeignet. Ein fehlgeleiteter Salutschuss vernichtet jedoch am Mittwoch auf einen Schlag das von den Musikstudenten neuerrichtete Heidelberger Schloss und alle Studenten.

Siebenundsiebzig Jungfrauen des Ökumenischen Instituts werden die Terroristen in den Schriesheimer Steinbruch locken, wo diese mit ihren Selbstsprengungen den süddeutschen Buntsandsteinabbau wieder zurück in die Gewinnzone bomben werden.

Nachrichtendienste berichten: Schläfer treiben ihr Unwesen im Islamwissenschaftlichen Institut. Der Geheimplan rät, den Sündenpfuhl zu schließen und alle verdächtigen Subjekte auszusperrern. Die breite Bevölkerungsmehrheit Heidelbergs scheint diese drastische Maßnahme zu befürworten und forderte auf Transparenten hart gegen subversive Elemente vorzugehen.